Lavinia.

Dritter Band.

Lavinia.

Roman

von

G. Ruffini.

Aus dem Englischen übersetzt

von

Auguste Lewald.

Mit einer Einleitung von Adolf Stahr.

Dritter Band.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.

Erstes Kapitel.

Der rothe Schein, welcher den unglücklichen Paolo angezogen hatte, ging von einer großen, rothen Glaslaterne aus, die vor einem sehr niedrigen und armseligen zweistöckigen Hause brannte, das heißt, das Haus besaß außer der Wohnung zu ebener Erde noch eine Dachstube als zweite Etage und war eine jener unschönen Unterbrechungen, denen wir zuweilen in einer langen Reihe stattlicher Gebäude gleichsam als einer Mahnung, an die Existenz der Armuth und schweren mühseligen Arbeit begegnen. Die rothe Laterne nämlich bezeichnete eins jener bescheidenen, den minder Wohlhabenden so unschätzbaren Etablissements an den Haltestellen der Omnibusse, in denen man Korrespondenzbillets für ganz Paris kaufen kann, wodurch Zeit und Kraft der Handwerker und des Arbeitsmannes gespart werden, so daß diese Einrichtung mit Recht zu den wesentlichen Fortschritten der Zivilisation gezählt werden darf.

Ein kleiner Mann, in einem erbärmlichen, ganz abgetragenen Ueberrock, hatte eben den Oberkörper aus dem Dachfenster, das über dem besagten Wartezimmer lag, hinausgebogen, um mit Hülfe eines kurzen Stockes die rothe Laterne unten auszulöschen, als Paolo schwer auf das Pflaster niederfiel.

„Herr des Himmels!" rief der Kleine, „da ist dicht vor unserer Thür Jemand hingefallen."

„Gewiß ein Betrunkener," antwortete eine Frauenstimme, die anscheinend aus einem Verschlag der Dachstube hervordrang. „Aber mach' nur schnell das Fenster zu, Prosper, es ist verzweifelt kalt."

„Ob betrunken oder nicht betrunken," bemerkte gutmüthig der kleine Prosper, während er folgsam das Fenster schloß, „das nasse Steinpflaster ist in dieser bitterkalten Nacht kein geeignetes Bett für ein Kind Gottes, ja nicht einmal einen Hund möchte man da liegen lassen. Ich muß sehen, was es giebt." Und schnell stieg er die Treppe, die mehr einer Leiter glich, hinab, öffnete die Thür des Büreaus — auch Wartesaal genannt — ging bis zu der Stelle, wo Paolo lag, und beugte sich über die liegende Gestalt herab. Nach kurzer Untersuchung rief er: „Der arme Schelm ist nicht betrunken, sondern krank, vielleicht leidet er an Krämpfen. Holla! Prudence, komm und hilf mir!"

Diese Bitte wurde an eine Frau in einem wollenen Unterrock und wollener Jacke gerichtet, die Prosper auf den Hacken gefolgt war, wie es einem guten und dabei neugierigen Weibe ziemt, und nun schauernd

auf der Schwelle ihrer Wohnung stand. Ohne Zögern trat sie hinaus, und Mann und Frau boten alle ihre Kräfte auf, um den Besinnungslosen aufzuheben, jedoch ohne Erfolg.

„Wir könnten gerade so gut versuchen, die Vendômesäule in Bewegung zu setzen," sagte der kleine keuchende Prosper, „der würde noch einem Gardeküraßier zu schaffen machen, ich muß Benoit holen."

Benoit war Prosper's Pathe und sein anerkannter Mentor, ein Mann, der Alles verstand und wußte, Alles konnte und immer und in jeder Sache Recht hatte. Er wohnte nahebei in einer Badeanstalt, wo er ganz vortrefflich über das Departement der Dämpfe und Douchen herrschte. Prosper lief ein kleines Ende geradeaus, wandte sich dann links in eine schmale Gasse, dann wieder rechts in ein noch engeres Gäßchen und klopfte an ein Fenster, das mit Laden und in deren Mitte mit einem Guckloch versehen war, welches ein kleines Eisengitter verschloß. Herr Prosper schlug mit seinen Knöcheln eine Reveille gegen die Laden und rief dabei laut Benoit's Namen.

„Présent," brummte eine heisere Stimme von innen, worauf ein Schlurren von Pantoffeln erfolgte, das anzudeuten schien, Derjenige, welchem die heisere Stimme angehöre, werde dem Rufe Folge leisten. Plötzlich aber verstummten die Pantoffeln, und man vernahm ein schnelles Aufstampfen von Füßen und den zornigen Ruf: „Eins — zwei — drei — niedergeworfen — quoi?"

„Kommt nur, kommt," drängte Prosper, der die harmlose Schwäche Benoit's kannte, es dauernd mit einem imaginären Feinde auf Quarten und Terzen zu thun zu haben. „Den könnt Ihr morgen beseitigen; jetzt aber brauchen wir Euch nöthig, darum macht schnell, ich kann nicht auf Euch warten." Und damit humpelte Prosper hinweg, war aber bald von Benoit eingeholt. Die vereinte Kraft des Trio reichte hin, Paolo halb schleppend, halb tragend in den Wartesaal zu schaffen und ihn auf den Fußboden niederzulegen. Benoit betrachtete die noch immer empfindungslose Gestalt mit einer äußerst weisen und kritischen Miene, und Prosper schaute zu Benoit mit dem treuergebenen Blicke eines Hundes für seinen Herrn auf.

„Das ist ein Choleraanfall," erklärte Benoit mit gebieterischer Weisheit.

„Cholera!" riefen Gatte und Gattin, leichenblaß werdend.

„Ja, Cholera," wiederholte Benoit; „seht Ihr denn nicht, wie schwarz sein Gesicht wird, und wie steif und kalt seine unteren Glieder sind? Das Blut ist ihm bis zur Taille hin gefroren, das sage ich Euch. Und sobald ihm das Herz erfriert, dann ist es aus mit ihm."

„Gott habe Erbarmen mit uns Allen!" rief die Frau. „In dem Falle können wir ihn aber nicht hier behalten, die Kinder würden angesteckt werden und uns alle sterben. Er muß also in ein Hospital, hörst Du, Prosper? Es ist ja nur ein Schritt bis dahin. Allons donc!"

„Sei es!" sagte Benoit, „dann ist der arme Junge aber todt — todt sage ich — noch lange ehe Ihr ihm in dem Hospital Einlaß geschafft. Ich kenne das Alles. Hätte ich ihn nur bei mir auf zehn Minuten unter einer Dampfdouche, dann wäre er geheilt — geheilt sage ich. Aber leider habe ich jetzt kein Feuer, und ohne Feuer keinen Dampf und damit ist denn Alles aus."

„Aber, aber, was rathet Ihr denn zu thun, parrain?" fragte Prosper mit flehendem Blick gegen Benoit gewandt.

„Rathen, hm? nun, daß wir thun, was wir können und — à la garde de Dieu," erwiederte Benoit. „Zuerst holt Ihr Beide eine Matratze herunter und macht etwas Feuer im Ofen, während ich nach Hause renne. Heißes Wasser brauchen wir so viel und so schnell als möglich."

Die Matratze lag bereit und das Holz knatterte in dem elenden Ofen, als Benoit zurückkam. Er konnte kaum die enge Thür passiren, so dick war sein Umfang durch einen Berg von wollenen Decken geworden, die er, um sie bequemer fortschaffen zu können, um seinen Körper geschlungen hatte. Anders wäre es auch nicht gut möglich gewesen, und die Nothwendigkeit erwies sich hier, wie in vielen anderen Fällen, als die Mutter der Erfindung. Er trug nämlich außerdem in der einen Hand eine große schwarze Flasche, in der andern eine riesige Scheuerbürste und hatte eine kurze, aber nicht angezündete kleine Pfeife im Munde, aus der er nichtsdestoweniger den vermeintlichen Rauch in

kurzen Stößen entlud. Man wird nun wohl selbst einsehen, daß er die Decken deshalb nicht anders tragen konnte, als es geschah.

„Da," sagte er, indem er seine beschwerliche Hülle von sich abwarf und mit seiner Scheuerbürste einen kleinen Versuch an der Wand machte, „nun müssen wir aber zunächst unserm Kranken ein Lager schaffen, wie es einem anständigen Christen ziemt," und sofort breitete er die Decken sorgsam auf die Matratze. „Ha, wo waren aber meine Gedanken? hier kann er ja nicht liegen, sonst gilt es morgen wieder das Lager zu wechseln — mon Dieu! welch ein Glück, einen guten Kopf auf seinen Schultern zu haben. Ihr legt ihn besser in Euern Eßsaal, wo die Gäste nichts zu suchen haben."

Ohne die Einwilligung für seinen Vorschlag abzuwarten, nahm Benoit die Matratze und Decken wieder auf und trug sie in den von ihm als Eßsaal bezeichneten Raum, der aber in Wahrheit trotz seiner kleinen Dimensionen Küche und Wohnzimmer zugleich der Familie Prosper bildete. Der Wartesaal oder Laden, wie Benoit denselben ein- für allemal nannte, jene Küche und zwei Dachstuben, das waren die Räumlichkeiten des ganzen Hauses.

„Nun kommt der arme Schelm selbst an die Reihe," rief Benoit. „Faßt ihn bei den Füßen, filleul; nein, nein, Madame, das ist keine Frauenarbeit, mein Pathe und ich werden das besorgen." Aber Prudence, die ihres Mannes geringe Kräfte kannte und außerdem

von der reinsten Güte eines wahren Frauenzimmers beseelt war, vergaß jede Furcht vor Ansteckung und bestand darauf, auch mit Hand anlegen und den armen „Jungen" tragen und sanft niederlegen zu helfen auf sein Bett, nachdem man ihn von seinen durchnäßten Kleidern befreit hatte. Benoit, der sich in seiner ganzen Glorie zeigte, rieb und bürstete darauf Paolo mit einer professionellen Geschicklichkeit und Kraft, die selbst dem Marmor Wärme verliehen hätte. Sodann hüllte er Paolo in die Decken, legte Kruken voll heißen Wassers an seine Füße und in seinen Rücken und flößte ihm löffelweis eine beträchtliche Dosis heißen Cognaks mit Wasser ein. Nachdem er das Alles zu seiner eigenen vollsten Zufriedenheit vollbracht hatte, setzte sich Benoit am Ofen nieder, zündete die kleine Pfeife an, und während er das Zimmer mit beißendem Tabaksqualm füllte, bewachte er die Wirkung seiner Heilmethode auf seinen Patienten.

Wir erbitten uns zunächst auf einen Augenblick die nachsichtige Geduld unseres Lesers für die einfache Lebensgeschichte Benoit's. Benoit war ein Pariser Kind, wie die Franzosen es nennen. Mit achtzehn Jahren eingetreten in das Militär, hatte er sowohl in Frankreich, als in Algier ein gut Theil vom aktiven Dienst gesehen und kennen gelernt. Er war bis zum Sergeanten avancirt, und man hätte fraglos die Streifen auf seinem Aermel in Epauletten verwandelt, wäre Benoit nicht so völlig unwissend gewesen. Seine Tüchtigkeit im Fechten hatte ihm aber dennoch während

seiner ganzen militärischen Laufbahn nicht nur eine geachtete Stellung erworben, sondern sogar eine gewisse respektvolle Furcht vor ihm eingeflößt, und er wurde zum maître-d'armes seines Regiments ernannt, woraus sich vielleicht seine spätere Monomanie für's Fechten erklären läßt. Mit vierzig Jahren vom Militär entlassen, war er nach Paris zurückgekehrt und hatte seitdem, in fast allen Satteln gerecht, die verschiedensten Beschäftigungen angenommen. Prosper traf den Ex-Sergeanten einst, als die Mittel desselben sich in vollster Ebbe befanden, und der kleine, gutmüthige Mensch hatte dem verehrten Pathen beigestanden, so weit es seine Mittel irgend gestatteten, und außerdem durch eifriges Suchen und Forschen für ihn das ziemlich einträgliche, wenn auch nicht gerade beneidenswerthe Amt gefunden, das unser würdiger Freund nun in der Badeanstalt dicht daneben versah. Wir nannten den Posten keinen beneidenswerthen, weil er nämlich Benoit die Nothwendigkeit auferlegte, fast immer in einer Temperatur von 110 bis 120 Grad nach Fahrenheit leben zu müssen.

Dieser zu rechter Zeit geleistete Dienst hatte das bisher lockere Band zwischen dem Taufzeugen und seinem Pathen in ein sehr inniges verwandelt. Benoit und Prosper lebten und webten für einander und wären einer für den andern durch's Feuer gegangen; Benoit aus Dankbarkeit gegen Prosper, Prosper aus Bewunderung für Benoit. Letzterer besaß alle guten Eigenschaften und alle Schwächen eines Soldaten von Pro-

fession, erwies sich in eben dem Maße dienstfertig, großmüthig und warmherzig, als er ein Hitzkopf, empfindlich, ja despotisch und intolerant war, stets bereit, die letzte Brodkrume mit einem alten Kameraden zu theilen, wie bei der geringsten Provokation desselben ihm die Kehle abzuschneiden. Bei großer muskelkräftiger, wenn schon magerer Gestalt, hielt er sich äußerst gerade und suchte den Verlust seiner einst reichen Locken durch einen gewaltig großen grauen Schnurrbart und starken Knebelbart zu ersetzen. Obgleich schon über fünfzig Jahre alt, waren seine Kraft und Thätigkeit in der Nachbarschaft sprichwörtlich geworden. Erst in der afrikanischen Sonne gebacken, dann in dem Dampf der pariser Badeanstalt, in dem er nun lebte, täglich gekocht, war er für alle schädlichen Einflüsse von Hitze und Kälte gleichmäßig unempfindlich geworden. Die wesentlichsten Bestandtheile seines Anzuges bestanden zu jeder Jahreszeit aus einem Paar großer Pantoffeln, einer Blouse und langen Schürze, und in derselben Kleidung, in der er Douchen von 40 Grad Réaumur verabfolgte, ging er auch behaglich bei der größten Kälte über die Straße. Und dieser Mann war der eigenthümliche Arzt, dessen Händen das Schicksal Paolo überwiesen hatte.

Endlich nach mehr als einer Stunde völliger Unempfindlichkeit traten einzelne Zeichen wiederkehrender Belebung bei Paolo ein. Zunächst schwaches, halb ersticktes Seufzen und Stöhnen, dann geringe, aber immer wieder erneute Versuche, sich von der Last seiner

Decken zu befreien und seine Lage zu wechseln. Niemand, Benoit ausgenommen, der eben so eigensinnig als eingebildet war, hätte zweifeln können, was der Kranke wollte, was ihn quälte. Unser Ex-Sergeant dagegen begrüßte jede dieser Bewegungen mit Freuden, und indem er mit triumphirendem Lächeln dem armen kleinen Prosper seine Ellbogen in die Rippen stemmte, rief er von Minute zu Minute: „Seht Ihr, das Blut thaut nun auf. Recht so, mon garçon — noch besser muß es werden, schneller noch der Puls.“ Und in der That ging der Puls des bon garçon wie aus Gehorsam immer schneller, zuletzt im vollsten Galopp, bis Benoit selber gern die enorme Eile desselben gemäßigt hätte, wenn er nur gewußt wodurch. Paolo's anfänglich schwache Bewegungen verwandelten sich bald in heftiges Werfen und Rücken von einer Seite auf die andere und so fort und fort. Je mehr aber der ruhelose Kranke die Decken abzureißen strebte, um so eifriger bestand Benoit darauf, ihn fest einzupacken.

Gegen vier Uhr Morgens war indeß Paolo nicht mehr zu halten, bald saß er aufrecht und schaute mit blutunterlaufenen Augen wild um sich, bald sprang er mit Gewalt von seinem Lager auf, daß die vereinten Kräfte aller drei anwesenden Personen kaum hinreichten, ihn zu bändigen. Als sich der Zustand derart verschlimmert hatte, schlug Madame Prudence, trotz all' ihrer gewohnten Verehrung für Benoit vor, Doktor Perrin herbeizuholen. Prosper sagte dazu Ja und Benoit Nein, und begründete die Opposition mit seiner

Erfahrung und Kenntniß von der Cholera, die mindestens eben so groß sei, wenn nicht größer, als die des Doktor Perrin. Doktor Perrin sei, meinte er, ja nie aus Paris herausgekommen und was könnte Doktor Perrin mehr thun, als er, Benoit, bereits gethan hätte für den Kranken? Aber Prudence war nicht zu beruhigen, und so gab Benoit mit einem bedeutungsvollen Achselzucken und den Worten nach: „Mag die Frau ihren Willen haben." Ohne jede Antwort darauf, band Prudence ihren alten, verbleichten Tartanshawl um und ging fort, um Doktor Perrin zu holen.

Doktor Perrin, einer der Aerzte des Hôtel Dieu, war in dieser Gegend eben so gesucht, wie bei den Armen, aus deren Klasse er selbst hervorgegangen, beliebt. Als Sohn eines armen Briefträgers kannte er das Ungemach, den Mangel und die eigenthümliche Sprache der sogenannten niederen Klassen nur zu wohl und zeigte sich stets bereit, ihrem Rufe Folge zu leisten. Dieser gute Mensch war aus den Händen der Natur klein und mager, dabei kränklich und mit fahler Gesichtsfarbe, und so kurzsichtig hervorgegangen, daß er ohne Brille kaum die Spitze seiner eigenen Nase zu sehen vermochte. Entbehrungen von Jugend an und der tägliche Anblick menschlichen Elends hatten ihn vor der Zeit grau, vertrocknet und alt gemacht.

Das Hôtel Dieu lag nur wenige Minuten von Prosper's Büreau entfernt. Als Doktor Perrin die Erzählung der guten Prudence angehört hatte, bat er einen seiner Kollegen, falls nöthig für ihn einzutreten, zog seinen

Ueberrock an und stand in kürzester Zeit an Paolo's Krankenlager, und mit der Uhr in der Hand prüfte sein geübter Finger den überschnellen Puls des Patienten, während er ernst und unerforschlich wie das Schicksal auf Paolo herabblickte.

„Er ist halb erstickt," bemerkte endlich Doktor Perrin, den Kranken von der Last seiner vielen Decken befreiend.

„Ist es — die Cholera?" fragte Prudence.

„Die Cholera? Kein Gedanke daran," antwortete der Arzt. „Sie träumen von nichts als von der Cholera. Hier wünschte ich fast, sie wäre es. Dies ist eine Gehirnentzündung, veranlaßt durch Gott weiß was, gesteigert ist dieselbe aber jedenfalls durch den Branntwein und all' die Decken und Wärmflaschen. Geben Sie mir eine Schale und eine Scheere."

Selbst Benoit war ganz bestürzt durch des Arztes ernstes Auftreten und schluckte die Entgegnung auf diesen Befehl, die schon auf seinen Lippen schwebte, hinunter. Doktor Perrin, mit der Lanzette in der Hand, sagte zu Prudence, die ihm Schale und Scheere brachte:

„Nun, liebe Frau, nehmen Sie einen Korb und ein Bierglas, gehen Sie damit in die Apotheke des Hôtel Dieu und bitten Sie um vierundzwanzig Blutegel und acht Kilogramme Eis. Sagen Sie, daß es für Doktor Perrin sei. Sie brauchen es — gerade jetzt nicht zu bezahlen."

Als Prudence mit den Egeln und dem Eis zurück-

kam, hatte man den Patienten bereits zur Ader gelassen — es war übrigens keine geringe Aufgabe gewesen, ihn dazu fest und still zu halten, weil er förmlich raste — und all' sein schönes Haar war abgeschnitten worden. Der Doktor nahm von dem Eise und machte einen Umschlag, den er dem Kranken auf den Kopf legte, worauf er Frau Prudence anwies, derartige Umschläge von Viertelstunde zu Viertelstunde zu wiederholen.

„Von den Egeln," fuhr er fort, „setzen Sie dem jungen Manne, falls er in zwei Stunden nicht ruhiger wird, was indeß kaum anzunehmen ist, zwölf hinter jedes Ohr. Um Sieben können Sie sie ansetzen," fügte er nach der Uhr sehend hinzu. „Um acht Uhr werde ich wieder hier sein, und wenn es möglich ist, wollen wir ihn dann nach dem Hospital bringen lassen."

„Mit Ihrer Erlaubniß, Herr Doktor," fragte Prudence, „ist dieser Gehirnbrand irgendwie ansteckend?"

„Nicht im geringsten," erwiederte der Arzt lächelnd. „Weshalb fragen Sie das?"

„Weil," erklärte Prudence etwas verlegen, „wenn dabei keine Gefahr für die Kinder ist, wir den armen jungen Menschen ganz gut hier verpflegen könnten."

„Das nenne ich denken und sprechen wie es einer guten Frau geziemt, und einer wahren Frau," sagte der Doktor von Neuem mit einem freundlichen Lächeln, das ihn förmlich verjüngte und verschönte; „aber Sie müssen bedenken, liebe Frau, daß dieses jungen Mannes

Krankheit, obschon sie nicht ansteckend ist, andere ernste Folgen für Sie haben könnte: erstlich, wenn sie ununglücklich endete —"

„O das wird sie aber gewiß nicht!" warf Prudence ein.

„Und zweitens," fuhr der Doktor fort, „selbst angenommen, daß er genese, wie Sie hoffen, so ist seine Krankheit jedenfalls eine langwierige, beunruhigende und kostspielige."

„Aber Zeit kann ich auf ihn verwenden," entgegnete Prudence, „und Geld —"

„Freilich davon können wir uns nicht rühmen viel zu besitzen," sagte Prosper, für seine Frau antwortend, „aber wir haben einen kleinen Kredit und —"

„Und gute Freunde," brummte Benoit bedeutungsvoll dazwischen.

„Wir wollen die Sache später weiter besprechen," meinte Doktor Perrin. Währenddeß vergessen Sie nicht, fleißig mit den Eisumschlägen fortzufahren, und wenn der Kranke nicht besser ist, ihm um sieben Uhr zwölf Egel hinter jedes Ohr zu setzen; à bientôt. Noch Eins," sagte der Doktor, umkehrend, „lassen Sie mich doch die Kleider des jungen Mannes sehen."

Prudence holte sie herbei. Der Doktor inspizirte sie in der Hoffnung, dadurch vielleicht Aufschluß über den jungen Mann zu erhalten; jedoch fand er weder eine Visitenkarte, noch ein Notizbuch oder Briefe, Börse ꝛc. in den Taschen, die nichts als ein weißes Taschentuch mit P. gestickt und ein Paar schwarzer

Handschuhe enthielten. Indeß ersah Doktor Perrin aus der Feinheit der Wäsche und dem Schnitt und Stoff der Kleider, daß sein räthselhafter Patient den höheren Ständen angehöre, wie ihm das von Anfang an erschienen.

Da Paolo's Ruhelosigkeit, die nach dem Aderlaß etwas nachgelassen, noch lange vor sieben Uhr wieder eingetreten war, hatte Benoit, der sich in der That auf Wundenverbinden und all' dergleichen Dinge vortrefflich verstand, die Egel herbeigeholt, wennschon mit einem Blick voll düstern Zweifels, der auszudrücken schien: „das ist nur verlorene Zeit."

Das Licht des kalten, grauen Märzmorgens, das nun allmählich durch die Fensterscheiben des kleinen Gemaches drang, war das Rückzugssignal für den Beherrscher des nachbarlichen Departements der Dämpfe und Douchen. Als er die Freunde und den Kranken verließ, gab er noch einmal all' seine Bedenken und seine Furcht über die Behandlung Paolo's zu erkennen. Prosper fing an die Laden in seinem Büreau zu öffnen und sich nach der durchwachten geschäftigen Nacht für einen noch geschäftigeren Tag vorzubereiten, als Doktor Perrin wieder eintrat. Er war mit dem Zustand seines Patienten ziemlich zufrieden und dachte nicht mehr daran, ihn in das Hospital zu schaffen.

Im Laufe des Tages kam Doktor Perrin noch zweimal und dann wieder spät am Abend, wo er Paolo von Neuem zur Ader ließ und noch immer den Fall für sehr bedenklich zu halten schien. Prudence verließ

keinen Augenblick das Krankenzimmer, und auch Prosper kam jede freie Minute, deren indeß sein Beruf ihm nur wenige übrig ließ, an das Bett des armen Paolo. Und Benoit rannte den Tag wohl fünfzigmal von seiner Badeanstalt hinüber, um zu sehen, wie es mit dem jungen Menschen stehe. Obgleich er Prosper erst um drei Uhr Morgens von der Krankenwache ablösen sollte, trat er schon, sobald er sich für frei von seinem Dienste halten durfte, nämlich um Mitternacht, in Prosper's Büreau ein. Allmählich wie der Tag hatte nämlich Benoit's Argwohn gegen Doktor Perrin abgenommen, und seine unzufriedene Stimmung war, je mehr umnebelt seine trunkenen Sinne wurden, in die eines Beschützers übergegangen, der mit geheimnißvoller Wichtigkeit jetzt Prosper in eine Ecke des Zimmers zog und ihm ein zusammengewickeltes Papier in die Hand drückte, das drei Napoleond'or enthielt. Aber man hätte die Rührung sehen müssen, welche ihn hierbei ergriff, sehen müssen, wie er seinen Kopf dabei auf Prosper's Schulter legte und unter heftigem Schluchzen die Worte hervorbrachte:

„Zu seinem Begräbniß wird es dienen, ja zum Begräbniß des armen, schönen Jungen."

Prosper steckte schweigend das Geld ein, weil ihm der strenge Geruch der petits verres und des Tabaks, der den Lippen seines Pathen entströmte, nur zu deutlich verrieth, daß derselbe in jenes Stadium des Eigenwillens gekommen sei, in dem der leiseste Wider-

spruch hinreichte, um den alten Soldaten zu wahnsinniger Wuth zu treiben.

Nachdem Prosper sein Büreau geschlossen hatte, ging Prudence hinauf in die Schlafkammer, und Prosper legte sich zu Füßen des Kranken auf einen Strohsack nieder. Wir aber können nun getrost diese Scene des Leidens und der samaritischen Barmherzigkeit für einige Zeit verlassen, ohne ein plötzliches Unglück während unserer Abwesenheit fürchten zu müssen, da Paolo in der von uns berichteten Erzählung eine viel zu wichtige Person ist, als daß man ihn vor dem Schluß derselben entbehren könnte.

Zweites Kapitel.

Wir müssen nun bis zu jenem Abend zurückgehen, an dem Paolo seinen zweiten Besuch bei der Familie Jones gemacht hatte. Als derselbe um halb zwölf Uhr Nachts noch nicht heimgekehrt war, beschlich Thornton die Furcht, er möge seinen Weg verloren, sich in der großen Stadt verirrt haben. In seiner außerordentlichen Aufregung konnte Paolo nur zu leicht den Namen der Straße vergessen haben, in der er wohnte, und eben so wenig daran denken, daß er die Adresse seines Logis in der Westentasche bei sich trage. „Vielleicht ist er auch noch bei Jones," schloß Thornton sein Selbstgespräch; „sie bleiben immer lange auf und haben wahrscheinlich noch andere Gäste außer Paolo. Gewiß ist er noch bei ihnen, der Sicherheit halber will ich mich selbst davon überzeugen."

Nachdem Thornton der Madame Françoise seine Absicht mitgetheilt und sie gebeten hatte, seinethalben

nicht zu warten, ging er fort. Es schlug bereits ein Uhr, als er am Boulevard des Capucines Nummer 25 aus dem Wagen stieg, klingelte und sich nach der Portierloge wandte. Der Portier schnarchte in seinem Bette, während seine Frau in einem großen Lehnstuhl duselte.

„Bitte, sind Herr und Madame Jones zu Hause?"

Die Portierfrau war fassungslos, wie alle pariser Portiers immer sind und noch ganz besonders zu später Stunde, und wußte nichts von einer Familie Jones.

„Bitte, besinnen Sie sich," sagte Mortimer, in seiner Tasche suchend, „ich meine eine englische Familie."

„Wir haben im Hause nur eine," brummte der weibliche Cerberus. „Eine recht passende Stunde zum Visitenmachen. — Der Herr sind zu gütig," beschönigte die würdige Matrone, als sie ein Fünffrankenstück in ihrer Hand fühlte. „Ich stehe ganz zu Ihren Diensten. Wenn alle Welt dem Herrn gliche! Die Menschen sind aber so wenig einsichtsvoll, wirklich gar nicht!"

„Ich meine eine englische Familie," hub Thornton wieder an, „die aus drei Personen besteht. Einem großen Herrn über die vierzig hinaus —"

„Und einer kleinen ältlichen Dame, rund wie eine Kugel," unterbrach die Portierfrau. „Madame Jonasse — die kenne ich, die kenne ich, sie kommen immer erst spät nach Hause. Die wohnen in der zweiten Etage, über dem Entresol. Treten Sie nur näher."

„War die Herrschaft auch heute aus?“ fragte Mortimer fast athemlos.

„Wie immer, Herr. Und was für Umstände wurden gemacht, als sie fortfuhren, und nun gar als sie zurückkamen und die dicke Dame ohnmächtig hereinbrachten.“

„War nicht ein junger Herr gegen neun Uhr hier, um die Familie zu besuchen? Bitte,“ fuhr Thornton fast flehend fort, „bitte, besinnen Sie sich, ob er hier war, ehe die Herrschaft fortging oder nach dem?“

„Heute Abend hat Niemand nach den Jonasses gefragt, außer einer Dame — eine Frau Generalin — wie hieß sie nur gleich? Die schien sie abzuholen, denn bald darauf fuhren sie Alle zusammen fort. Ich weiß ganz bestimmt, daß ich keinem Herrn — weder einem jungen, noch alten Herrn — die Thür geöffnet habe; vielleicht aber mein Mann. Das wäre möglich. Anton, mon ami —“

Mortimer bat indeß die Portierfrau, ihren schnarchenden Gatten nicht zu stören, er wisse nun bereits, worauf es ankomme. Angstvollen Herzens, ein Unglück ahnend, stürzte er die Treppe hinauf und klingelte, ohne daran zu denken, wie auffällig und unschicklich es sei, zu solcher Stunde eine fremde Familie zu stören. Aber kaum hatte er die Klingel berührt, als auch schon die Thür sich öffnete.

„Ist der Doktor da?“ fragte eine Stimme, und Fräulein Jones trat ihm aus einer dem Entrée gegen-

über liegenden Thür entgegen. „O, Herr Thornton,“ rief sie, „was ist's mit Signor Paolo?“

„Ich kam nur hierher, um Sie nach ihm zu fragen,“ versetzte Thornton. „Er ist in das Hôtel nicht zurückgekehrt.“

„Nicht zurückgekehrt in das Hôtel? Sie wissen nicht, wo er ist?“ stieß Lavinia händeringend hervor.

„Nein, ich weiß nicht, wo er ist,“ antwortete Thornton. „Haben Sie ihn denn nicht gesehen? Da es verabredet war, erwarteten Sie ihn doch hoffentlich?“

„Nein, das habe ich nicht gethan, ich konnte nicht,“ entgegnete das arme Mädchen; „ich ließ aber ein Billet zurück, das ihm Alles erklärte, Alles auseinandersetzte. Meine Jungfer sagte, er habe es auch gelesen, indeß kein Wort gesprochen und sei eilig und aufgeregt davon gegangen.“

Mit angstvoller Geberde rief Thornton:

„Welche Thorheit, welche Grausamkeit! O, Sie ahnen nicht, was Sie gethan!“

„Bitte, Herr Thornton, sagen Sie nur das nicht, wenigstens jetzt nicht. Um's Himmels willen beschuldigen Sie mich nicht, klagen Sie mich nicht an. Es ist zu viel, was mich auf einmal betroffen! Die Tante ist sehr schwer erkrankt.“

Ein heftiges Klingeln unterbrach die Beiden. Endlich kam der Arzt, von dem Diener begleitet, der nach ihm geschickt war.

„Gehen Sie ja nicht fort, bis ich zurückkomme,“

sagte Lavinia zu Thornton, indem sie den Arzt in das Zimmer der Tante führte.

Thornton, der sich wartend niedersetzte, sann und grübelte mit aller Kraft seines Geistes, wohin Paolo sich gewandt haben könne. Vielleicht war er in dem Schmerz bitterster Enttäuschung weiter und weiter gegangen, ohne zu denken, wohin, gegangen nur um zu gehen, um Erleichterung zu finden in andauernder Bewegung; und in diesem Augenblick mochte er erschöpft hingesunken sein; vielleicht sogar in einem Anfall von Verzweiflung — Thornton schauderte davor zurück, selbst nur in Gedanken sich diese letzte Möglichkeit klar zu machen, diese letzte Möglichkeit, die sich ihm aufdrängte. Von Paolo's Zustand, von dem Grade seiner Aufregung, seiner erduldeten Qual hing sein Schicksal ab, und Thornton fehlte jede Handhabe, um den Seelenzustand seines armen Freundes nach dieser letzten Erfahrung zu ermessen. Er machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er Paolo, einen Fremden in Paris und noch dazu unter solch' peinlichen Umständen, am Abend allein hatte ausgehen lassen.

Fräulein Jones kam fassungsloser als zuvor zu Thornton in das Entrée zurück. Der Arzt hatte sich vergeblich bemüht, Frau Jones zum Bewußtsein zu bringen, und nahm nun seine Zuflucht zu einem Aderlaß am Fuße. Lavinia konnte nur eine Minute bei ihm bleiben, in der Mortimer so viele Fragen stellte und so viele Antworten als möglich aus ihr hervorlockte. Da erfuhr er denn Vieles, was wir bereits

wissen, ihm aber noch völlig neu war, zum Beispiel das Mißgeschick bei Paolo's erster Visite und den empfindlichen Eindruck, den er davon erlitten hatte. Lavinia schilderte nun auch noch ausführlicher, was ihre Jungfer berichtet hatte über Paolo's Aussehen und Wesen, als das Billet ihm übergeben wurde. Anfänglich schien er gar nicht verstanden zu haben, was er damit solle, dann aber sei eine stumme Wuth über ihn gekommen und er wilden Blickes davon und auf die Straße gerannt. Für Thornton war dies Alles wie eine Kette fraglosester Beweise, so daß er den Schmerzenslaut nicht unterdrücken konnte: „Dann ist's vorbei mit ihm auf ewig!"

„Sagen Sie das nicht, o sagen Sie das nicht, um des Erbarmens willen!" flehte das verwirrte Mädchen. „Sie können doch unmöglich wissen, ob er nicht im Hôtel auf Sie wartet."

Thornton fühlte Mitleid mit ihr und heuchelte aus Mitleid eine Hoffnung, die er nicht empfand, oder um es genauer auszudrücken, die er nicht zu empfinden wähnte. Beider Augenblicke waren gezählt, und so trennten sie sich mit der Verabredung, jede Nachricht, die dem Einen oder dem Andern zugehen würde, einander mitzutheilen.

Thornton hatte die moralische Ueberzeugung, daß er Paolo nicht zu Hause finden würde, und hätte nicht gezögert, sein Vermögen, ja selbst sein Leben dagegen zu verwetten, daß er nicht dort sein würde. Und doch, als seine Ahnung sich bestätigt fand, war er so nieder=

geschlagen, als ob die vollste Zuversicht ihn bisher beseelt hätte. Madame Françoise, die in Thornton's Blicken die Besorgniß um das Ausbleiben seines jungen Freundes gelesen, war trotz Thornton's Bitte, sich nicht zu bemühen, aufgeblieben, um seine Rückkehr abzuwarten. Thornton war glücklich, jetzt Jemand zu haben, mit dem er berathen konnte, was nun zunächst geschehen solle, ohne daß er zu gestehen brauchte, wie sein Weg ein vergeblicher gewesen, noch sonst nöthig hatte auseinander zu setzen, was ihn beängstigte und was für dritte Personen kompromittirend war.

Madame Françoise war aber nicht umsonst eine Frau, und so errieth sie denn auch Alles was Thornton unausgesprochen ließ und was nun auch sie mit anerkennenswerther Diskretion zurückhielt, einzig bemüht, verständigen, zweckmäßigen Rath zu ertheilen. Zwei Uhr Nachts ist aber nicht die geeignetste Stunde, um Recherchen anzustellen nach Freunden, deren Spur man verloren. Indeß besann sich Madame Françoise von einem Bureau de permanence gehört zu haben, das heißt von einem Polizeibüreau auf der Präfektur, welches Nachts tagte, um im Falle der Noth sofortigen Beistand der Munizipalität leisten zu können. Mortimer klammerte sich an diese Auskunft und machte sich sofort, von seiner Wirthin begleitet, auf den Weg nach der Polizeipräfektur.

Es war nicht leicht, sich Einlaß in den düstern Vorhof zu verschaffen, und noch schwerer und nur durch unermüdliches Erfragen jedes wachthabenden Polizisten

gelangten sie tiefer und tiefer in das Gebäude hinein, und überall war es feucht und kalt und unheimlich, so daß Mortimer's Blut erstarrte in dem Gedanken, Paolo könne als Vagabond aufgegriffen und in eine jener Zellen mit ihren dicken Eisengittern gesteckt sein, an denen sie vorübergingen. Endlich wies man Thornton und seine Begleiterin durch einen niedrigen Bogengang, worauf sie sich der Thür des Bureau de permanence gegenüber befanden. Sie traten in ein großes, so spärlich erleuchtetes Zimmer, daß das Auge sich erst an das Halbdunkel gewöhnen mußte, um die drei, vier Haufen auf dem Fußboden als menschliche Gestalten zu erkennen. Denn Menschen waren es zwar in der That und zwar Stadtsergeanten, die hier in aller Länge ausgestreckt auf ihren hölzernen Planken, sogenannten Feldbetten schliefen. Einer von ihnen fragte, was unsere Ruhestörer hier wollten, und als dieselben baten, sie zum Polizeiinspektor zu führen, fragte er noch einmal, ob die Sache so dringend sei. Nachdem Mortimer das bestätigt hatte, erhob sich der Sergeant, klopfte an eine Thür, ging hinein, und augenblicklich wieder zurückkehrend, bat er die Fremden einzutreten.

Ein Mann mit militärischer Haltung, dessen in Unordnung gerathene Kleidung und halbverschlafenes Wesen den unterbrochenen Schlummer verriethen, saß an einem Tische, auf dem ein umfangreiches Buch offen dalag. Die Züge dieses Mannes waren, die durchdringend scharfen und schnell spähenden Augen ausgenommen, mehr als gewöhnlich. Er bat die Herrschaften,

sich zu setzen, und horchte schweigend auf den kurzen Bericht Thornton's, worauf er fragte:

„Haben Sie irgendwelchen bestimmten Grund, anzunehmen, daß der betreffende junge Mann an Selbstmord gedacht habe?"

Mortimer zögerte einen Augenblick, ehe er antwortete: daß er keinen bestimmten Grund dafür habe, daß er aber den jungen Mann genugsam kenne, um zu wissen, derselbe werde unter gegebenen Verhältnissen vor keinem, auch nicht vor dem äußersten Schritte zurückschrecken.

„Ich fragte nicht, wessen er fähig sein würde bei gewissen Anlässen," bemerkte der spähende Beamte. „Meine Frage ist vielmehr, ob Sie wissen, daß er gegenwärtig an Selbstmord gedacht habe?"

Es widerstrebte Mortimer, das überreiche Detail dieser schmerzlichen Angelegenheit zu berühren und hier vor diesem Fremden Paolo's Herz gleichsam zu seziren, obschon es nur dadurch dem Polizeiinspektor möglich gewesen wäre, sich ein Bild von dem Zustande Paolo's zu machen, als er den Boulevard des Capucines verließ. Nach einer Pause antwortete Mortimer:

„Ich könnte es nicht auf mich nehmen, könnte nicht behaupten, daß er an Derartiges gedacht habe, als er mich verließ."

„Nun, dann," fügte der Inspektor hinzu, „vermag ich diesen Fall auch nicht als einen dringenden, oder als einen solchen anzusehen, in dem ein Aufschub bedenklich wäre. Wir sind hier nur für solche Fälle,

und ich vermöchte es nicht zu rechtfertigen, wenn ich die Polizei in Bewegung setzen wollte, wo es sich nur um die Abwesenheit von wenigen Stunden handelt. Paris wimmelt ja von Orten, an denen ein junger Mann höchstens auf Gefahr seiner Börse oder seiner Gesundheit zubringen mag. Wenn wir all' den Besorgnissen von Eltern oder Verwandten Folge leisten wollten, obschon dieselben von zehnmal gewiß neunmal grundlos sind, so nähme die unnütze Mühe und Noth kein Ende mehr. Alles muß doch seine Grenzen haben! Sollte der junge Mann morgen nicht wiederkommen, so erneuern Sie gefälligst am Nachmittage Ihr Gesuch, und Sie werden in unserm gewohnten Geschäftsgang jeden Beistand finden, den wir irgend zu leisten vermögen." Mit diesen Worten erhob sich der Inspektor und entließ höflich grüßend die Fremden. Der Pariser ist seiner Natur nach durchaus höflich, und zu seiner Ehre sei es hier gesagt, daß, wenn er auch genöthigt ist, ein Gesuch oder eine Bitte abzuschlagen, oder Unerfreuliches mitzutheilen, er doch höchst selten oder nie jene Mißempfindung durch den leisesten Mangel an Form und Höflichkeit in seinem Betragen steigert.

Thornton schloß die ganze Nacht kein Auge und ging viel früher als nöthig auf ein Spezialbüreau, das man ihm als das geeignetste für seine Angelegenheit genannt hatte. Auf Verlangen schrieb er selber Namen und Signalement des noch immer fehlenden Paolo, und ferner, wo er seines Wissens zuletzt ge-

wesen war, gab seinen eigenen Namen und Adresse auf und empfing das Versprechen, daß man mit allem nur möglichen Eifer der Spur des Signor Mancini folgen und jede Kunde von ihm Herrn Thornton, dem Applikanten, sofort mittheilen werde. Mortimer versuchte den guten Willen der Beamten durch eine reichliche Geldofferte noch zu erhöhen, dieselbe wurde aber vorläufig, und zwar mit dem Bemerken zurückgewiesen, daß es vielleicht später zweckmäßig sein dürfte, besondere Gratifikationen zur Deckung aller Nebenausgaben eintreten zu lassen. Man rieth ihm, woran er selber schon gedacht, zu einem Aufruf seines Freundes durch alle Zeitungen.

Von der Polizeipräfektur wandte er sich, wieder auf Madame Françoise's Vorschlag, nach dem Place de la Bourse, in ein Anzeigebüreau, wo sofort eine Annonce abgefaßt und in die Hauptzeitungen gesandt wurde, welche Namen, Vaterland und Personalbeschreibung des vermißten jungen Mannes enthielt und mit dem Versprechen einer reichen Belohnung für Jeden schloß, der im Stande wäre, Nachrichten, die zu weiterem Aufschluß führten, in der Rue de Rohan No. 1 abzugeben.

Nun blieb dem armen Thornton nur noch übrig, nach der Morgue zu gehen; Gott weiß, mit welch' schwerem Herzen er es that! Durch ein nicht unbedeutendes Geschenk, daß er dem Direktor dieser traurigsten aller Anstalten in die Hand drückte, erlangte er die feste Zusage, sofort gerufen zu werden, falls

irgend Jemand hergebracht würde, dessen Aussehen auch nur entfernt übereinstimmte mit der zurückgelassenen Beschreibung. Auf allen diesen Wegen begleitete Madame Françoise unsern Engländer, und wußte mit weiblichen Takt alle jene untergeordneten Schwierigkeiten und kleinen Mißverständnisse zu beseitigen und zu schlichten, welche sich immer und überall wiederfinden für Menschen von Thornton's wenig vertrauender, misanthropischer Natur, die sich nicht einmal die Mühe giebt, solch' Mißtrauen zu verbergen.

Nachdem nun Alles gethan war, was irgend gethan werden konnte, fuhr Mortimer an Leib und Seele gleichmäßig ermüdet und erschöpft in sein Hôtel, wo ein Billet von Fräulein Jones ihn erwartete. Es hieß in demselben:

„Endlich ist meine Tante wieder zum Bewußtsein gelangt, aber noch immer fehlt ihr die Sprache. Beurtheilen Sie selbst, in welcher Lage ich bin. Was soll ich antworten auf ihre angstvollen Blicke — ihre stummen Fragen, die zweifellos Signor Mancini betreffen? Ihr Schweigen verräth nur zu deutlich, daß Sie noch keine Auskunft über ihn haben. Ich beschwöre Sie, bei allem menschlichen Erbarmen, kommen Sie zu mir, damit ich höre, was Sie gethan und was Sie hoffen und was Sie fürchten. Ich bin so unglücklich, daß ich mich berechtigt fühle, Ihre Nachsicht in Anspruch zu nehmen.

L. J."

Natürlich ging Thornton zu ihr und versuchte sie zu trösten, wie sehr er selber auch des Trostes bedurfte. In den Tagen ihres Glückes und ihrer siegreichen Schönheit hatte er Lavinia gehaßt, reuig und niedergebeugt wie er sie jetzt kennen lernte, flößte sie Thornton herzliche Theilnahme ein, denn er war keineswegs der Menschenfeind, für den er selber sich hielt.

So schwanden Tage und Wochen hin, und alle Mühe und alle Versuche, den Verlorenen wiederzufinden, blieben vergeblich. Täglich besuchte Mortimer Lavinia, ging dann für ein paar Augenblicke in das Krankenzimmer und erfand eine ziemlich glaubwürdige Geschichte über die plötzliche Abreise Paolo's nach Rom, wohin ihn die Aussicht auf günstigen Verkauf seines großen Brennusbildes gerufen hätte. Frau Jones war so krank und schwach, daß diese Auskunft ihr ganz genügte, denn der Schlaganfall, den sie erlitten, hatte nicht nur ihre linke Seite gelähmt, sondern auch geistig sie nicht unberührt gelassen. Dennoch besserte sich ihr Zustand sichtlich und sie konnte auch wieder einzelne Worte sprechen.

Paolo's Schicksal blieb aber nach wie vor ein undurchdringliches Geheimniß, obschon Thornton den Aufruf in den Zeitungen noch apart als Plakat in großen Lettern hatte drucken und an allen Straßenecken und Mauern anschlagen lassen. Selbst die von ihm freigebigst unterhaltenen geheimen Polizisten, denen ein übergroßes Trinkgeld als Lohn für die geringste Auskunft versprochen war, vermochten keine Kunde von

Paolo zu bringen und Alles blieb erfolglos. Freilich erhielt Thornton Unmassen von Zuschriften, die meisten waren aber nur Zirkulare von Handelsleuten und Geschäften, die sich seine Adresse zu Nutze machten und ihre Waaren oder Aktien empfahlen und anboten. Indeß fanden sich auch viel anonyme Briefe darunter, die in Bezug standen zu den Plakaten und allerlei mystische Andeutungen enthielten. In einem dieser Schreiben hieß es, daß, wenn Thornton an dem und dem Tage zu festgesetzter Stunde an einen bestimmten Ort kommen wolle, so würde er alles Nähere über die furchtbare Tragödie erfahren. Wieder in einem andern wurden zunächst zwanzig Pfund per Post unter der angegebenen Adresse verlangt, mit der Zusicherung, daß der Schreiber dieses sich sofort nach Empfang der Summe bei Thornton einstellen und ihn in ein Haus führen würde, in dem der fehlende junge Mann gezwungenerweise zurückgehalten werde. Ein drittes Billet behauptete, der junge Römer sei zuletzt in der Nähe des Waldes von Bondy gesehen worden, auf einem Besenstiele reitend u. s. w. u. s. w. Leider giebt es Witzlinge, die sich jedes Feld anmaßen, auf dem sie Spielraum finden für ihr Talent. Natürlich gab es Thornton bei stets vergeblicher Bemühung bald auf, Rendezvous und sonstigen Angaben, wie wir sie oben angedeutet haben, in Person Folge zu leisten. Er händigte vielmehr, wie ihm gerathen wurde, derartige Papiere an die Polizei aus, die sich keines bessern Erfolges zu rühmen hatte.

Es darf nicht Wunder nehmen, daß sein Muth und seine Hoffnung mehr und mehr schwanden, so daß Madame Françoise ernstlich um ihn besorgt wurde, als die Familie Jones nach England abgereist war. Seit ihrem Erkranken hatte Frau Jones den lebhaften Wunsch gehabt, nach England zurückzukehren, als ob in England allein sie genesen könne. Sobald daher die Aerzte es erlaubten, brach die Familie nach London auf. Das war für Mortimer ein großer Verlust, den indeß die arme Lavinia noch schwerer trug, die um so mehr den Werth dieses wahren Freundes schätzen lernte, — ihr noch besonders theuer durch seine Freundschaft für Paolo — als Tag für Tag und Schritt um Schritt ihr Leben düsterer wurde, ihr alle Hoffnung schwand. Und Thornton verlor mit Lavinia das einzige Wesen, das ihn ganz verstand in seiner trostlosen Verlassenheit, das einzige Herz, das völlig mit ihm fühlte, den einzigen Halt vor ödester Verzweiflung. Mit Lavinia's Abreise war er vereinsamt in der Welt.

Madame Françoise sah nicht ohne wachsende Angst seine sich stets steigernde Unruhe und Schwäche, wie seine übergroße Zerstreutheit, der dann wieder Stunden fieberhafter, zweckloser Thätigkeit zu folgen pflegten, so daß sie sich der Furcht nicht mehr erwehren konnte, er werde den Verstand verlieren. Ihre Besorgniß um ihn war so groß, und sein jammervoller Zustand ging ihr so nahe, daß sie bei der lange erwarteten Nachricht, in acht Tagen ihr Grundstück räumen zu müssen, es nicht über sich gewinnen konnte,

Thornton sich selber zu überlassen. Schnell gefaßt beschloß sie daher, ihren Lieblingsplan, zu ihrer Tochter nach Evreux zu ziehen, für bessere Zeiten hinauszuschieben, und statt dessen sicherte sie sich ein bequemes Logis, geräumig genug für sich und Thornton, in dem Hause einer befreundeten Dame, welche ein Hôtel garni in der Rue Neuve des Augustins besaß. Sobald sie sich dort eingerichtet hatten, ließ Thornton durch neue Anzeigen und Plakate seine jetzige Wohnung anzeigen. Ebenso wurden die Polizei, der Vorsteher der Morgue und Fräulein Jones in London mit der neuen Adresse bekannt gemacht. Mortimer besorgte dies Alles mit der größten Pünktlichkeit, doch förmlich theilnahmlos, gleich Jemand, der nur um seines Gewissens willen eine Pflicht erfüllt, ohne den geringsten Erfolg davon zu hoffen.

Drittes Kapitel.

Es liegt etwas Erschreckendes und Betrübendes in dem Gedanken, durch welch unbedeutenden Umstand fertige Pläne und bestvorbereitete Entwürfe vereitelt werden können. Und als ein solcher unglücklicher Fall erwiesen sich die Nachforschungen um Paolo. Denn die beiden Hülfsmittel und Erfindungen moderner Civilisation, die vereinten Kräfte einer wohlorganisirten Polizei und allgemeinste Veröffentlichung des betreffenden Falles, wurden gelähmt, ja blieben sogar völlig erfolglos durch ein paar Zufälligkeiten so geringer Natur, daß jeder Sachverständige verschmäht haben würde sie auch nur als möglich in sein Wahrscheinlichkeitsregister einzureihen. Gerade wie zuweilen eine Maschine, die eben so geistvoll erfunden, als nach unumstößlichen Prinzipien erbaut ist, sich im Gebrauche nicht bewährt. Und weshalb nicht? — weil eine Friktion übersehen ist, so gering, daß man vorher gar nicht an dieselbe dachte.

Prosper und seine Frau lasen keine Zeitungen, und Benoit, der kaum buchstabiren konnte, dachte nicht einmal an Lesen. So war denn Herr Perrin noch der Einzige in der Umgebung Paolo's, von dem man Theilnahme an den Tagesinteressen hätte erwarten dürfen. Leider hatte derselbe aber im Drange seiner Geschäfte prinzipiell die Lectüre aller Zeitungen und Journale aufgegeben, bis auf die medizinischen Journale, die auch nur medizinische Anzeigen enthielten. Daher konnten alle Zeitungen der Welt bei dem Kreise von Menschen nichts nützen, die sich unseres Helden angenommen hatten. Und die Plakate hatten keine bessere Chance bei Leuten, die, wie unser Verkäufer von Omnibusmarken und dessen Frau, Tag und Nacht auf dem Posten sein mußten und daher selten genug auf die Straße kamen, in deren nächster Nachbarschaft es auch gar keine Maueranschläge oder Anschlagsäulen gab und geben konnte, weil auf jeder Seite von Prosper's Wohnung sich eng Laden an Laden schloß und die ganz niedrige Brustwehr gegen den Fluß hin, auf der gegenüberliegenden Seite der Straße, den Zettelträgern eben so wenig einen Spielraum bot. Prosper's sogenanntes Büreau lag nämlich, wie der Leser sich erinnern wird, am Quai Montebello, der Notre-Dame gegenüber, und Herr Perrin war im Gehen viel zu sehr mit seinen Patienten beschäftigt und überdies so kurzsichtig, daß selbst doppelt so große Anzeigen mit doppelt so großem Druck seinem Blick entgangen sein würden. Was nun den Pathen Benoit anbelangt, so

gab es für ihn nur den einen, kaum fünf Minuten langen Weg von seiner „Höhle“ nach „Prosper's Laden“, wie er es nannte, und derselbe führte durch enge, unbesuchte Gäßchen, in denen nichts als die inneren Angelegenheiten ihrer Bewohner je besondere Aufmerksamkeit erregte. Freilich blieb dann immer noch jener unvergleichliche Trompeter — die Schwatzhaftigkeit! Indeß erfordert sie das eine, für Sprechende und Horchende, was allen Denen fehlte, die Paolo's Pflege übernommen hatten, und gerade deshalb mehr als je, nämlich Zeit und Muße. Glich doch das tägliche Leben dieser schlichten Menschen einer beständigen Jagd, bei der man nicht Ruhe findet für müßiges Plaudern. Und dennoch wäre vielleicht der Reiz der Mittheilung zu groß gewesen, als daß nicht Jeder von ihnen wenigstens einigen Busenfreunden ganz geheim die furchtbare Geschichte erzählt hätte von dem Auffinden des schönen, bewußtlosen Fremden auf offener Straße, der seitdem in Prosper's Hinterstübchen krank daniederlag, wenn nicht ein ganz besonderer Umstand ihre Lippen verschlossen hätte.

Es verhielt sich damit folgendermaßen. Paolo hatte während der ersten und zweiten Nacht, die er unter dem Dache dieser Samariter zubrachte, vielfach phantasirt, und zwar in einer Sprache, die Benoit mit orakelmäßiger Weisheit für polnisch ausgab, bis Doktor Perrin erklärte, daß es italienisch sei. Nun hatte Benoit nicht nur im Jahre 1843 in Pont du Var gestanden und mit eigenen Augen manchen Italiener ge-

sehen, der vom andern Ufer herübergekommen war, um eine Zuflucht zu finden auf französischem Boden, sondern er hatte auch in Afrika gedient und dort mehr als einen italienischen Flüchtling in der Fremdenlegion gekannt. Auch in Paris war er mit italienischen Verbannten befreundet worden und hatte gefunden, daß man dieselben überall, gleichviel ob in Paris, in Afrika oder Pont du Var, mit besonderer Strenge und Rauheit behandelte, unter strenger polizeilicher Aufsicht hielt, auch gelegentlich in ein Gefängniß steckte oder dieselben auch ohne alle Umstände unter militärischer Eskorte an die nächste Grenze spediren ließ. Durch diese Erfahrungen hatten sich in unseres guten Benoit Kopfe zwei unumstößliche Grundsätze gebildet. Erstens, daß ein Italiener und ein Flüchtling ganz dasselbe seien, zweitens, daß die Polizei den dauernden Befehl habe, jeden Italiener aufzuspüren und zwar mit der Absicht, ihn auszuweisen oder einzusperren in ein Gefängniß. Indem nun Benoit diese seine profunde Weisheit auch auf Paolo's Fall anwendete, hielt er seinem Freunde und dessen Frau folgende kurze und rührende Rede:

„Motus! Der Jüngling ist ein Italiener. Ihr wißt bereits, was das bedeutet. Also haltet reinen Mund, oder 'cré nom, denn sonst laden wir uns die Polizei und das ganze Bataillon hier auf den Hals."

So war die Sache auch am nächsten Morgen dem Doktor Perrin dargestellt worden, der mit den Achseln gezuckt, aber weder Ja noch Nein gesagt hatte. Da in-

deß alle Drei das Sprichwort kannten: Schweigen heißt zustimmen, so glaubten sie sich nun doppelt verpflichtet, das Geheimniß zu bewahren. Und dadurch allein nur wurde es möglich, daß Paolo unentdeckt blieb. Nur durch solchen Zufall, solch unberechenbaren Vorschub konnten Zeitungen, Plakate wie Polizei erfolglos bleiben und selbst dem sonst so lauten Schall trompetenhaftester Geschwätzigkeit Trotz geboten werden. Derart blieb Alles was Paolo betraf ein Geheimniß, als ob es sich dabei um ein Verbrechen handelte.

Lang und wild war der Kampf zwischen Fieber und Lanzette, und mehr als einmal erbleichte das Antlitz des treuen Doktors, wenn immer von Neuem Symptome auftauchten, die er besiegt zu haben hoffte. Als dann endlich die feindliche Krankheit seinen Mitteln wich, ließ sie den schönen Jüngling als eine Ruine zurück, man hätte sagen mögen als eine Leiche, wenn nicht der leise Athem, den seine bleichen Lippen hauchten, noch eine Spur von Leben in ihm verrathen hätte. Drei volle Wochen lang schwankte und flackerte sein Leben wie eine Fackel im Winde, dann trat es allmählich und schwach in die gewohnten Bahnen ein, so daß der Arzt erklärte, jetzt sei er endlich außer Gefahr, und nach zwei ferneren Wochen hatte er das Stadium der Genesung betreten.

Indeß war Paolo damit noch nicht sich selber wiedergegeben, denn auch bei ihm trat, in Folge der heftigen Gehirnentzündung, wie so oft nach derartigen Krankheiten, in größerer oder minderer Heftigkeit ein

Zustand von Betäubung ein, von Schwerfälligkeit und Stumpfsinn, der fast an Imbezilität grenzte. Wie schnell er sich auch erholte, so war es doch nur der Körper allein, denn sein geistiges Wesen, die Psyche in ihm, schlummerte noch. Stundenlang konnte er in seinem Bette sitzen und mit nichtssagendem Blick die Wand anstarren, auf der ein paar verirrte Sonnenstrahlen tanzten, oder mit den Kindern spielen, gedankenlos und unbefangen, als sei er selbst ein Kind. Und wenn Prosper und seine Frau oder Benoit oder Perrin in's Zimmer traten, lächelte er ihnen zwar freundlich zu, redete sie aber niemals an, und wenn sie zu ihm sprachen, antwortete er so einsilbig als möglich, befragte sie um nichts, wie er denn überhaupt nicht das geringste Staunen, gar keine Neugier darüber verrieth, wodurch er in dieses Haus, zu diesen Menschen gekommen sei. Nur seine Mahlzeiten schienen ihn aus solcher Stumpfheit zu gewissem Interesse zu erwecken, und er genoß dieselben mit sichtlichem Behagen. Selbst nachdem er so weit gekräftigt war, um das Bett zu verlassen, saß er halbe Tage lang in einem alten Lehnstuhl stumm am Fenster des kleinen Hinterstübchens, und konnte mit stillem Behagen den lustigen Bewegungen eines Sperlings folgen oder Benoit zusehen, wie derselbe im Hintergebäude des gegenüberliegenden Hofes über Bäder und Douchen herrschte, wobei er sich in einer dicken Rauchwolke eifrig hin und her bewegte, als gälte es eine possirliche Darstellung irgend eines Wasser- oder Höllengeistes.

Allmählich finden wir Paolo mit Prosper, der am Pulte sitzt, in dessen sogenanntem Wartesaal, wo er in erwachender Theilnahme an der heitern Unruhe in demselben, an der geräuschvollen Bewegung sich ergötzt.

„Gerade wie in einem großen Hafen ist's bei mir, finden Sie das nicht auch?“ ruft mit stolzem Lächeln unser kleiner Omnibusbeamter Paolo zu; „und der Zudrang ist nur zu natürlich, denn wo gäbe es eine bessere Gelegenheit, schnell und bequem und dabei so vergnüglich von einem Ende der Stadt zum andern zu gelangen, überall hin für ein paar Groschen, bei Tag und Nacht? Sie werden's selber sehen, sobald Sie kräftig genug, um einmal mitzufahren. Eine höchst respektable Gesellschaft werden Sie da treffen — lauter Advokaten, Aerzte, Kaufleute, Beamte und Rentiers, gar nicht einmal die Leute von Rang gerechnet, wie jener graubärtige vornehme Herr drüben mit der rothen Rosette im Knopfloch — das ist Einer von der Ehrenlegion, wahrscheinlich sogar ein General in Civil! — Nun müssen Sie aber auch einmal unsere Pferde ansehen,“ fuhr Prosper fort, indem er, die Peitsche in der Hand, den Hals der mächtigen Thiere klopfte und streichelte, seine Liebkosung mit einem Seitenblick auf Paolo begleitend, der ausdrücken sollte:

„Haben Sie solche Pferde mit solchen Muskeln schon je gesehen?“

Der esprit de corps ist eine Macht, der wir Alle unterthan sind und die uns das Banner hoch heben

läßt, unter dem wir dienen. Unser kleiner Prosper war ein glänzendes Beispiel dafür, denn wie hätte sonst dieser schlecht bezahlte Beamte, dieser arme Packesel, dessen Wohnung, Kleidung und Nahrung fast Alles zu wünschen übrig ließen, wie hätte er sonst seinen Stolz in den Werth einer Anstalt setzen können, die ihm solch armseligen Lohn ertheilte für seine Mühe und Arbeit?

Bald kamen denn auch jene gepriesenen Omnibusfahrten für Paolo an die Reihe, nach denen er sich bei der milden Frühlingssonne stundenlang im Jardin des Plantes oder in den Tuilerien auszuruhen pflegte, begleitet von Frau Prudence, die ihn reichlich mit kleinen Kuchen dabei traktirte. Dem Weilen im Freien folgten kleine Spaziergänge in den verschiedenen Gärten, bei denen Paolo noch immer die Aufmerksamkeit mitleidiger Seelen erregte, die ihn anstaunten ob seiner Magerkeit und Blässe und gegen einander bemerkten: „Der arme junge Mann, wie schwach und elend er aussieht. Ach, auch die Jugend schützt vor Krankheit nicht!" Zuweilen schien es, als ob eben so plötzlich als vorübergehend eine flüchtige Erinnerung an die Vergangenheit in ihm erwachte. Besonders das Bild eines schlanken Mädchens mit schwarzem Haar und eines großen, leicht ergrauten Herrn — doch diese Bilder schwankten unsicher und abgeblaßt, wie die Gestalten eines längst gelesenen und halb vergessenen Romans. Und denken, grübeln, sich besinnen war gar so anstrengend, Paolo konnte jene leisen Umrisse nicht

zusammenfassen und gestalten, und war es gern zufrieden, wenn sie ihm schnell schwanden und seine Ruhe ungestört ließen. War es ihm doch viel leichter und viel angenehmer, zum Beispiel jene prächtigen Löwen zu betrachten, voll Majestät selbst in dem Käfig ihrer Gefangenschaft, oder sich an den ruhelosen Affen zu erheitern, die nimmer müde werden einander zu foppen, und welche höchstens der Schreck über die Glocken, die durch ihre eigenen Sprünge zum Tönen gebracht werden, in momentane Unbeweglichkeit versetzt. Mit nicht minderem Vergnügen beobachtete er in dem leise rieselnden großen Wasserbassin der Tuilerien die Sonnenreflexe, die das Wasser zu einer endlosen Kaskade von lauter Saphyren und Rubinen umgestalteten.

Eines Abends saß er auf der Terrasse dicht am Rande des Ufers und schaute hinab auf den schönen Strom, den die untergehende Sonne in Purpurgluth getaucht hatte. Gefesselt durch dieses Schauspiel, an dem man sich nimmer satt sieht, gewahrte er ein kleines Dampfboot, das unterhalb der Brücke de la Concorde auftauchte und einen langen weißen Schweif von Rauch hinter sich zurück ließ. Mit einer Lebhaftigkeit, wie er sie seit der Krankheit nie empfunden, verfolgte er das kleine Schiff, bis es anhielt und Anker warf bei der Pont Royal. Der Anblick desselben rief in ihm verwirrte Erinnerungen einer ähnlichen Scene wach, einer Scene, der er beigewohnt hatte. Aber war das kürzlich geschehen, oder schon vor langer Zeit? Auch dort hatte er eine weite Wasserfläche bei Sonnen-

untergang gesehen, und ein großes Dampfschiff, auf dessen Deck sich Thornton erging. Nach einigem Nachdenken und Zögern rief er plötzlich in aufgeregtem Tone, nach dem Schiffe weisend:

„Da ist Thornton!"

In diesem Moment besann er sich seit seiner Krankheit zum ersten Male deutlich auf Thornton und auf dessen Namen. Abends als er nach Hause kam, wiederholte er einzeln gegen Jeden, gegen Prosper, Benoit und Doktor Perrin, den Namen Thornton, und zwar so feierlich, als ob er sie damit in ein wichtiges Geheimniß einweihe. Doktor Perrin fragte:

„Wer ist dieser Thornton? Ein Italiener?"

„Nein."

„Ein Engländer?"

„Ja."

„Ist er vielleicht Ihr Vater, oder Ihr Bruder, oder sonst ein Verwandter von Ihnen?"

„Nein, Thornton ist mein Freund," sagte Paolo.

„Und wo ist er, wo können wir ihn finden?" forschte Herr Perrin weiter.

Darauf konnte sich aber Paolo nicht besinnen, wie sehr er sich auch anstrengte und nachdachte.

Dennoch war dieses immer ein wichtiger Schritt vorwärts, die schlummernde Psyche erwachte in ihm und fing an, seine Vergangenheit mit Streiflichtern zu erhellen und sie der Nacht zu entreißen, die seinen Geist so lange umfangen gehalten hatte. Nach wenigen Tagen schon erinnerte er sich bis auf den kleinsten

Umstand an Alles, was seiner Ankunft in Paris vorangegangen war. Aber von jenem Zeitpunkte an bis zu der Gegenwart blieb Alles unsicher und unbestimmt, wie in einen dicken Nebel gehüllt, den nur Einzelnes, Hervorragendes zu durchbrechen vermochte. Dahin gehörte das Lärmen und Jauchzen einer maskirten Menschenmenge in den Straßen, ferner die Erinnerung an Miß Jones in voller Balltoilette, dann wieder ein riesiges Gebäude, das in hellster Beleuchtung strahlte, und schließlich die Erinnerung an so bittere Kälte, daß ihm die Zähne geklappert hatten. Die Schilderung der Umstände, unter denen seine Wirthe, die guten Samariter, ihn aufgefunden und unter ihr gastliches Dach gebracht, befähigte ihn, die Lücken seines Gedächtnisses auszufüllen. Jedoch nicht völlig; denn wie lange, wie oft er auch darüber nachsann, er konnte sich trotz aller Anstrengung nicht auf den Namen der Straße besinnen, in der Thornton und er bei ihrer Ankunft in Paris gewohnt hatten. Er hatte ihn allerdings nur ein paarmal gehört, und zwar in einem Zustande höchster Ueberreizung und Zerstreutheit für Alles, was nicht Lavinia betraf, so daß es ganz begreiflich ist, wie ihm dieser Straßenname, der damals gar kein Interesse für ihn hatte, entfallen konnte. Eben so wenig durfte er hoffen, die Straße oder das Haus wieder zu erkennen, falls er zufällig hineingerieth, da er, wie man sich erinnern wird, beide Male nur Abends ausgegangen war und sie bei Tag nicht gesehen hatte. Es half nichts, daß Prosper und seine Frau

ihm immer wieder von Neuem die Namen aller nur erdenklichen Straßen aufzählten, die rechte war nicht darunter, und so hätten sie nie zum Ziele gelangen können, wenn Benoit nicht einen glücklichen Ausweg gefunden hätte. Er kaufte nämlich einen jener billigen, volksthümlichen Führer oder Wegweiser durch Paris, in denen nicht nur die Straßen und Plätze angegeben sind, sondern in denen man auch die engsten Durchgänge genau verzeichnet findet. Einmal im Besitz dieses Buches lasen die Freunde es ihm von Anfang bis zum Ende vor. Das war natürlich das einfachste und zweckmäßigste Verfahren, nachdem man nämlich darauf gekommen, gerade wie mit dem Ei des Kolumbus, das er plötzlich aufrecht stellen konnte. Kaum hörte Paolo das Wort: „Rohan", als er ausrief: „So hieß die Straße!"

Sofort machte Frau Prudence und er sich dorthin auf den Weg; als sie aber so weit gekommen waren, fanden sie leider! die Rue de Rohan nicht mehr. Seit länger als vier Wochen waren alle die Häuser der Rue de Rohan abgebrochen und von der Straße nichts als ein öder Platz übrig geblieben. Da zum ersten Mal wurde es Paolo klar, daß mehr als zwei Monate vergangen waren seit jenem Abende, an dem er zum letzten Mal fortging aus dem Hause der Madame Françoise, um es nie wieder zu betreten. Ja, jetzt erinnerte er sich, daß es in den letzten Tagen des März gewesen sein müsse, und nun war es Ende Mai.

Paolo ertrug die schmerzliche Enttäuschung mit mehr

Fassung und Gleichmuth, als seine treue Gefährtin, welche behauptete, das sei mehr, als ein Heiliger in Ruhe ertragen könne, es wäre zu schrecklich. Indeß war Paolo's Verdienst, sich so gefaßt zu zeigen, um völlig wahr zu sein, geringer, als es den Anschein hatte. Sein geistiges Erwachen blieb noch immer unvollständig, und die ihm sonst eigene Reizbarkeit und Innigkeit der Empfindung fehlte ihm noch gänzlich. Ihm war Alles ziemlich indifferent, und selbst Eindrücke, die vor zwei Monaten ihn in Feuer und Flamme versetzt haben würden, ließen ihn nun fast gleichgültig, ja, so unglaublich es auch klingen mag, selbst der Gedanke an Lavinia und Thornton vermochte nicht seine Herzensruhe zu stören.

In diese Zeit von Paolo's verhältnißmäßiger Genesung fiel der Tag, den Prosper's Familie besonders heilig hielt und den dieselbe alljährlich als einzigen Ruhetag feierte; — freilich währte ihr Feiertag nur kurze sechs Stunden — von Mittag bis Abends sechs Uhr. Am vierundzwanzigsten März 1845 hatten Prosper und seine Frau nämlich ihr einziges Töchterchen verloren, ein Kind von vier Jahren, und seitdem hatten sie es nie versäumt, am Sterbetage das kleine eiserne Kreuz, das Annettens Ruheplatz auf dem Kirchhofe von Mont Parnasse bezeichnete, mit Blumenguirlanden und Immortellen zu schmücken. Natürlich sollte diesesmal Paolo sie begleiten und der Tag noch besonders feierlich begangen werden. Demgemäß kleideten sich Prosper und seine Frau ganz schwarz, die Knaben zo-

gen ihre besten braunen Blousen an mit Ledergürteln, Paolo blieb keine Wahl, da er nur den einen Anzug hatte, in dem man ihn aufgefunden. Derselbe wurde aber prachtvoll gereinigt und gebürstet, und durch eine von Prosper's Mützen sein damals eingebüßter Hut ersetzt. Zuletzt fand sich Benoit ein, dem Tag zu Ehren auch einmal wie andere Sterbliche gekleidet und in rechter Festtagsstimmung. So brach denn die ganze Gesellschaft um zwölf Uhr auf, in einem der Omnibusse, die Prosper's Compagnie gehörten. An der Barrière d'Enfer stiegen sie aus und gingen von dort zu Fuße nach dem Kirchhof.

In der Nähe jedes pariser Kirchhofes findet man eine große Anzahl von Läden, die Kränze, Kreuze und was sonst dergleichen mehr giebt, an „Trauerwaaren“ enthalten. In einem solchen kaufte denn auch Prosper so viele Kränze, als sie Personen waren, und theilte Jedem einen aus, den Kindern ebenfalls. Darauf ging man still an Annettens Grab, auf das ein Jeder sein geringes, leicht vergänglich Zeichen einer unvergänglichen Erinnerung an die kleine Todte leise niederlegte. Prudence warf sich auf die Kniee, die Männer folgten ihrem Beispiel, und nachdem auch die Knaben an der Mutter Seite niedergekniet waren mit gefalteten Händchen, ließ die Mutter sie ein kurzes Gebet sprechen, in dem sie ihre kleine Schwester, nun als lichten Engel im Himmel schwebend, baten, eine Fürbitte für sie einzulegen bei der heiligen Jungfrau, damit sie zu guten Menschen heranwachsen möchten, ein Trost

ihren Eltern, wie sie, die theure Dahingeschiedene, es ihnen gewesen war. Frau Prudence erging sich nicht in lautem Schmerze, sie war es nicht gewohnt, ihr Empfinden zur Schau zu stellen, aber dennoch war sie sichtlich erbleicht und ihre sonst so heitere Stimme leise und gebrochen. Prosper, ungewöhnlich roth, that, als ob er mit dem Abbürsten seiner Kniee nicht fertig werden könnte, während Benoit mit wahrer Leidenschaft Tabak zu kauen schien — obschon er gar keinen bei sich hatte — und dabei grimmig um sich blickte, wie zu einem Anfall bereit. Glücklicherweise besann er sich bei Zeiten und gab seinem Mitgefühl einen entsprechenden Ausdruck.

Darauf besahen sie wieder einmal den großen schönen Kirchhof, lasen und verglichen die Inschriften der vielen prächtigen Monumente, grübelten darüber nach, ob der kleine Sarg, den man eben hereinbrachte, wohl ein Mädchen oder einen Knaben berge, ergingen sich in warmer Theilnahme für jene hohe, schlanke gramgebeugte Frau in tiefer Trauer, und bedauerten nicht minder den ältlichen Herrn im abgetragenen Ueberrock, der so ernst und innig über einem Grabe betete. Dazwischen freuten sie sich immer wieder über die Frische und Lieblichkeit des Ortes, der ihre kleine Annette barg. Und in der That läßt sich nicht leugnen, daß ein Friedhof nirgends freundlicher und schöner sein kann, als es die Kirchhöfe von Paris sind. Wie ist da Alles so sauber, so still und grün, Wege und Alleen peinlich eigen gehalten, die Bäume so üppig

und voll, die Grotten so kühl, und dabei welch ein Ueberfluß an Blumen rings um die wohlgehegten Gräber. Welch ein Zusammenfluß von Menschen aller Klassen den ganzen Tag hindurch mit Liebeszeichen für die Dahingeschiedenen, daß man mit Freude gewahrt, es hört der Lebende nicht auf zu sorgen für die Todten, sie leben fort mit ihren Lieben durch die Erinnerung.

„Drei Uhr. Wir müssen fort," hub Benoit an, als er nach der Uhr gesehen hatte. Noch ein letztes Lebewohl und letztes Gebet am Kreuze von Annettens Grab, und darauf nahmen unsere Freunde wieder ihren Weg bis an die Barrière und gingen von dort in eine Restauration, gegenüber dem Halteplatze des Omnibus, wo der Mittag bestellt wurde.

Ein Brodpurée, Fricandeau von Sauerampfer, ferner ein Eierkuchen und Salat, und dies alles noch gekrönt von einer Flasche Wein mit gelbem Siegel. Als die geleert war, bestellte Benoit eine zweite, während Prosper sorgfältig ein Packet öffnete, aus dem eine runde, glänzende Masse, wie ein Silberklumpen hervorleuchtete. Aber die Kinder wußten besser, was sie davon zu halten hatten, und begrüßten die glänzende Umhüllung mit lautem Jubel. Nachdem der Kuchen in Stücke zerschnitten, vertheilt und die Gläser auf's Neue gefüllt waren, stand Benoit auf, um die Gesundheit seines jungen, geschätzten Freundes, des Herrn Paulit Maugchinie auszubringen. Viele gute, herzliche Wünsche und ein frohes Klingen und Anstoßen

mit den Gläsern folgten diesem Toast. Paolo sah glücklicher und erregter aus, als je seit seiner Genesung, besonders als die beiden kleinsten Knaben zu ihm kamen und, ihren Arm um seinen Nacken schlingend, ihn zärtlich küßten.

Nachdem auch Benoit's gespendete Flasche geleert und auch dessen Pfeife ausgebrannt, war es höchste Zeit, in einen rückfahrenden Omnibus zu steigen; Bénoit draußen auf dem Imperiale, um eine frischgestopfte Pfeife zu genießen. Eine halbe Stunde später war man wieder zu Hause, und Herr Prosper arbeitete an seinem Pulte nach diesem kurzen, sechsstündigen Feiertag zufriedener und erfrischter, als manche reiche und verwöhnte Menschen nach einem sechs Wochen langen Ausflug auf dem Kontinente sind, oder nach dem Aufenthalt an irgend einem jener lauten, zur Mode gewordenen Seebäder. Da ist es denn ein Trost und ein Glück für die Armen und Emsigen, die hart arbeiten müssen um ihr Brod, daß sie, je seltener sich ihnen ein Vergnügen bietet, um so fähiger sind, einen lebhaften und nachhaltigen Genuß aus demselben zu schöpfen.

Viertes Kapitel.

Frau Jones ertrug die Anstrengung der Reise besser, als man erwarten durfte, indeß blieb sie nur kurze Zeit in London, da die berühmtesten Aerzte, welche man sofort konsultirte, wenigstens in dem einen Punkt übereinstimmten, daß Landluft und Ruhe die wesentlichsten Bedingnisse für die Genesung der Kranken seien. Die Tante und Nichte siedelten deshalb mit einem Theil der Dienerschaft nach Herrn Jones' Landsitz über, der, eine Eisenbahnstunde von London entfernt, bei Guildford lag.

Anfänglich schien der ländliche Aufenthalt äußerst günstig auf Frau Jones einzuwirken. Altgewohnte Räume und Bilder und wohlbekannte Klänge, kurz Alles, worin der Zauber der Heimath und der eigenen Häuslichkeit besteht, bewies auch an ihr seine wohlthuende Macht und belebte die arme Kranke. Leider währte indeß die Besserung nur so lange als der

Eindruck, endlich wieder in erwünschter Umgebung zu sein. Und die Abnahme der Kräfte, die bald darauf eintrat, erschien durch den Kontrast noch auffälliger, so daß die arme Frau Jones selber sich keiner Täuschung darüber hinzugeben vermochte. Die Anfälle folgten in immer kürzeren Zwischenräumen, und die Lähmung, die sich bisher nur auf die linke Seite erstreckt hatte, griff langsam aber sicher um sich, gleich einem Feinde, der die Umgebung einer Feste untergräbt, ehe er den letzten Angriff macht. Bisher war Frau Jones, wenn auch nur für kurze Zeit, immer zweimal täglich im Garten gewesen, um bei langsamem Umhergehen frische Luft zu schöpfen. Bald wurde auch diese geringe Bewegung zu anstrengend für sie, man beschränkte sich daher auf eine sogenannte Promenade, die wieder abgekürzt und abgekürzt wurde, bis man sie gänzlich aufgeben mußte. Dann ließ Lavinia einen Rollstuhl herbeischaffen, damit ihre Tante die sonnenerwärmte Aprilluft im Freien genießen und sich an dem Anblick und Geruch der ersten Frühlingsblumen ergötzen konnte. Freilich nur für wenige Tage, denn ihre Kräfte reichten selbst für das Sitzen nicht mehr aus, und es war die einzige Erquickung, die man der langsam Hinsterbenden noch bereiten konnte, wenn man sie auf ihrem Sopha dicht an das geöffnete Fenster rückte, bis auch diese letzte Erfrischung ihr geraubt wurde und sie das Bett gar nicht mehr zu verlassen im Stande war.

In dieser Zeit offenbarte sich erst recht die Innig-

keit und Hingebung Lavinia's und der Schatz töchterlicher Liebe und Zärtlichkeit, mit der sie die Tante pflegte und umgab. O, wenn Paolo sie jetzt hätte betrachten, wenn er sie hätte sehen können, wie sie über die theure Freundin wachte, und dabei schöner ward mit jedem Tage. Von Anfang an hatte sie nur ungern darein gewilligt, in der Pflege ihrer Tante von deren Kammerjungfer abgelöst zu werden, und alle Pflichten einer eben so umsichtigen, als liebevollen Krankenwärterin auf sich genommen und sich nur die nöthigste Zeit für Schlaf und Bewegung im Freien gegönnt. Als aber die sichtliche Auflösung der geliebten Tante näher und näher rückte, siegte ihre Liebe über die körperliche Schwäche, und Tag und Nacht war sie unermüdet an dem Bett der Kranken, Tag und Nacht bemüht, derselben Erleichterung zu verschaffen — jene Art der Erleichterung, die glücklichsten Falles in verringerten Schmerzen besteht. Sie schien völlig unempfindlich für Ermüdung und unerschöpflich in ihrer Hingebung. Wie wußte sie mit Wort und Blick die Leidende zu trösten, ihr Hoffnung einzuflößen und sie zu hätscheln und wieder aufzurichten!

Aber welch' reicher Lohn war es ihr auch, wenn die Tante beruhigt, ergeben zu ihr aufblickte, mit leisem Lächeln ihre Hand drückte, oder mit noch leiseren Worten des Himmels Segen auf sie herabflehte! Das war mehr als tausendfacher Lohn für Alles, was sie that, und wie gern hätte sie mehr gethan, wenn es in ihrer Kraft gelegen. Frau Jones liebte es vorzugsweise,

Lavinia aus der Bibel vorlesen zu hören, und wenn letztere damals den unendlichen Segen auch noch nicht klar erkannte, den die ewige Wahrheit der heiligen Schrift doppelt und dreifach ausübt, wo sie wie hier beim halben Licht des Krankenzimmers unter den Schatten des nahenden Todesengels gelesen wird, so hatte sie doch eine Ahnung davon und fühlte sich mehr denn je von der wunderbaren Kraft und Tiefe der Bibel ergriffen.

Nicht selten fragte Frau Jones angstvoll nach Signor Mancini und wunderte sich, daß er ihnen nicht nach England gefolgt sei. Die arme Lavinia bedurfte aber keiner Mahnung, denn der Gedanke an ihn, an Paolo, war verwebt in all' ihr Thun und Leiden. Wie würde er, in seiner Güte und Liebe, mit ihr gefühlt, mit ihr getragen haben was sie drückte, hätte er ihre Betrübniß geahnt. Lebhaft, als habe sie es erst gestern gehört, erinnerte sie sich eines jeden seiner Worte, das auch nur den entferntesten Bezug auf ihre jetzige harte Prüfung hatte. Wie wahr hatte er einst gesagt, daß weder Jugend, Reichthum noch Gesundheit, ein undurchdringlicher Schild seien für die Pfeile des Kummers, der durch Alles hindurch seinen sichern Weg selbst in die glücklichste Menschenbrust finde, und sei es auch nur durch die Leiden Derer, die wir lieben. Wie oft, unter welch' verschiedenen Formen, hatte er sich bemüht es ihr einzuprägen, daß Liebe und Treue das Salz des Lebens seien, die einzige Wahrheit hier auf Erden, die des Strebens würdig wäre.

Jetzt fühlte sie, und o! wie tief, die Wahrheit seiner Worte. Was wäre aus ihrer armen Tante geworden, welch' trostloses Ende hätte sie gehabt ohne Lavinia's Liebe für sie, ohne die zärtliche Neigung, die Lavinia einzuflößen wußte? Sie konnte es sich nicht verhehlen, daß Frau Jones trotz allen Reichthums, umgeben von Pracht und Glanz, dennoch in diesen ihren letzten Tagen vereinsamt der bezahlten Pflege gleichgültiger Diener anheimgegeben wäre ohne sie. Denn Herr Jones lebte ganz in gewohnter Weise fort, keinen Tag gab er auf in die Stadt zu fahren, nicht eine Stunde früher kehrte er zu seinem Mittagbrod zurück, saß eben so lange bei Tische und beim Weine wie sonst, und beschloß den Tag auch nun wie immer, mit einem Schläfchen in dem Armstuhl, freilich jetzt am Bette seiner Frau. Wenn er zu ihr sprach, es geschah übrigens selten genug, so war es von Dingen, die himmelweit ablagen von der Stimmung dieses Krankenzimmers, und schloß mit einem: gute Nacht, dem einige leere Trostesworte hinzugefügt wurden, die doppelt banal klangen bei dem völlig hoffnungslosen Zustande seiner armen Frau. Die verwöhnte und übermüthige Dienerschaft nahm in Herrn Jones' Gegenwart Trauermienen an, wie man Trauerkleider anlegt, und wußte sich, sobald er den Rücken kehrte, in gesteigerter Lustigkeit für jenen Zwang zu entschädigen.

Mit der Abnahme der körperlichen Kräfte schien bei der Kranken die Klarheit des Geistes sich zu steigern. Nachdem sie einen ganzen Tag anscheinend

in lethargischem Halbschlummer verbracht hatte, richtete sie sich gegen Abend auf und bat Lavinia, sich dicht neben sie zu setzen, damit sie kein Wort von dem verlieren möge, was sie ihr mitzutheilen habe. Eine schwere Last drücke seit lange ihr Gewissen, sagte Frau Jones — eine Last, ein Geheimniß, von dem sie sich befreien müsse, um ruhigen Herzens sterben zu können. Nach dieser Einleitung begann sie, mit andauernder Kraft und Klarheit, dem erstaunten Mädchen folgendes Geständniß abzulegen.

Als Herr Jones, den Bitten seiner Frau nachgebend, vor mehr als sechzehn Jahren die einzige Tochter seines älteren Bruders zu sich genommen und adoptirt hatte, war das mit der bestimmten Bedingung geschehen, daß das Kind niemals erfahren dürfe, weder wer seine eigentlichen Eltern seien, noch irgend etwas von den früheren Verhältnissen ihrer Adoptiveltern. Herr Jones schämte sich nun, da er zu Reichthum und wachsendem Ansehen gelangt war, seines früheren Berufes und glaubte seinen Wunsch, aus der Nichte eine wirklich vornehme Dame zu machen, nicht sicherer erreichen zu können, als indem er vor ihr verheimlichte, wer ihre Eltern wären, wenn er sich auch dadurch gegen eins unserer heiligsten Gebote versündigte. Und Frau Jones fügte sich diesem unnatürlichen Verlangen ihres Mannes, aus Furcht das Kind sonst zu verlieren, das sie unbeschreiblich lieb hatte, und so wuchs Lavinia bei ihnen in dem Glauben heran, eine Waise und als solche von den Pflegeeltern aufgenommen zu sein, und ihr Vater,

der für eine gewisse Summe jedem Verkehr mit der Tochter entsagt hatte, hielt sich, der Abmachung getreu, ganz fern. Frau Jones hatte aber seitdem immer darunter gelitten, in diese Täuschung gewilligt zu haben, der sie sich theils aus Furcht vor ihres Mannes ungestümem Zorn, mehr aber noch aus Angst, irgend welche nachtheiligen Folgen für ihre angebetete Nichte herbeizuführen, gefügt hatte. Reuig und demüthig bat sie Lavinia um Verzeihung für ihr Unrecht, das jene ihr sofort in liebenswürdigster Weise ertheilte.

Man wird sich denken können, daß Lavinia, eben so erstaunt als tief bewegt durch diese Eröffnung, ein lebhaftes Verlangen trug, Näheres über ihre ihr völlig unbekannten Eltern zu erfahren. Frau Jones hatte indeß nie Lavinia's Mutter gekannt, die schon wenige Monate nach dem Zeitpunkte gestorben war, in dem Lavinia in das Haus des Onkels kam, und auch den Vater hatte die Tante nur selten gesehen. Das erste Mal kurz nach ihrer Verheirathung mit Herrn Mack Jones; ihr Schwager mochte damals ungefähr im sechs- oder siebenunddreißigsten Jahre stehen, sah aber viel älter und sehr kummervoll aus. Er war mehrmals schon bankerott gewesen, und es ging ihm recht übel. Da die Brüder aber nicht gut mit einander standen, besuchte er sie nur äußerst selten, und seit Herr Jones die Nichte zu sich genommen hatte, hörte jeder Verkehr mit dem Schwager auf; ja, Herr Jones verheimlichte ihr sogar sorgsam, wo sein Bruder wohnte. Indeß hatte sie durch die Schwatzhaftigkeit ihrer Be-

dienung erfahren, daß der Schwager ganz heimlich bisweilen zu Herrn Jones komme, der nach diesen Besuchen stets in übelster Laune zu sein, sich über den Bruder zu beschweren und ihn einen Säufer zu nennen pflegte. Ob der arme Mann noch lebe, oder gestorben sei, ahnte sie nicht, denn sie hatte ihn vor ihrer Abreise in's Ausland zum letzten Mal gesehen, und würde ihn gern angeredet haben, weil er ihr so traurig verändert und zusammengefallen erschien. Sie habe es jedoch nicht wagen dürfen, da Herr Jones mit ihr gewesen sei und die Begegnung auf offener Straße stattgefunden hatte. Das war Alles, was die arme Lavinia über ihre Eltern erfahren konnte.

Die Tante vollendete ihr Bekenntniß, indem sie die Nichte mit ihres Mannes und ihrer eigenen Vergangenheit bekannt machte und von ihrer beiderseitigen niederen Abkunft und ihrem arbeitsvollen früheren Leben erzählte. Sie warf es sich doppelt vor, alle diese Umstände geheim gehalten zu haben, als sie nun wohl einsah, wie Lavinia gerade in solcher Einsicht ein Gegenmittel und Heilmittel gefunden haben würde für all' die eiteln, hochstrebenden Wünsche, die sowohl durch eine äußerst glänzende, weit über ihre Verhältnisse gehende Erziehung, als durch die verkehrten Vorstellungen und das hochtrabende Beispiel ihres Onkels in ihr erweckt und genährt wurden. Sein Jagen nach Vornehmheit war das Verderben, das Unheil der Familie geworden. Seine früheren Genossen, die er schnöde verlassen hatte, verlachten und verspotteten ihn,

gerade wie Diejenigen, deren Beachtung er zu erschmeicheln suchte, verächtlich auf ihn herabsahen. Dabei peinigte ihn ohne Unterlaß die Furcht, an seine Vergangenheit erinnert zu werden, die er selber so gern vergessen hätte, und so hatte er, angetrieben und angestachelt von seinem Stolz, sich selber in ein Labyrinth von Unruhe und Bedenken verwickelt, das ihn zu keinem freien Aufathmen, zu keinem freien, ungetrübten Genuß gelangen ließ. Nun verstand Lavinia erst recht ihre plötzliche und geheimnißvolle Flucht von Florenz bei brennender Augusthitze, welche einzig durch die Ankunft von Lord Berriton veranlaßt wurde, der ein alter Beschützer des Herrn Jones oder, um es beim rechten Namen zu nennen, einer seiner ersten Kunden gewesen war.

Sie habe wohl gefühlt, seufzte Frau Jones, wie ihr Muth und ihre Kräfte gesunken seien seit jenem unsinnigen Haschen nach einer ihnen unerreichbaren Lebensstellung, seit jenem Augenblick, in dem sie eine ihr zusagende, gesunde Thätigkeit mit reichlichem Erwerb für ein Leben in müßigem Luxus aufgeben mußte, für ein Leben, in das sie nicht hineinpaßte und nicht hineingehörte, und dessen Vergnügungen und Pflichten in vollem Kontraste ständen zu ihren Neigungen und früheren Pflichten und Gewohnheiten. Darum, fügte Frau Jones hinzu, habe sie, wenn auch vielleicht zu schnell, ihrer Nichte sichtliche Vorliebe für Paolo begünstigt, denn was sie von der Welt gesehen, habe sie in der Ueberzeugung bestärkt, daß gegenseitige

Neigung und Achtung ein sichereres Fundament für eine glückliche Ehe seien, auch bei geringen Mitteln, falls man seine Wünsche zu beschränken wisse, als aller Reichthum und aller verwirrende Glanz einem Paare zu verleihen vermöchte, dem nichts, als freilich das Nöthigste zum wahren Glück, nämlich die Liebe fehle. Nur zu oft seien Dünkel und Eigenliebe der vom Glück Gehätschelten so groß, daß sie kein Herz mehr hätten für irgend Jemand, und Niemand liebten, als nur sich allein.

Das waren die letzten vertraulichen Mittheilungen der Frau Jones gegen ihre Nichte. Ehe der nächste Tag sich zu Ende neigte, waren die bleichen Lippen, die sie gesprochen, für immer geschlossen, und sie, die ihnen in angstvoller Aufmerksamkeit gelauscht hatte, lag krank und gebrochen an Leib und Seele auf ihrem Bette. Aber der gesunde Same, der in dieser schmerzlichen Prüfungszeit in ihr Herz und ihre Seele gestreut, war nicht verloren. Mit Zuversicht dürfen wir erwarten, daß Lavinia, nachdem die schmerzliche Erschütterung überwunden, als ein neues Wesen aus diesem Leid hervorgehen werde, mit festerem Willen, mit gestärkter Kraft für alles Gute und Edle. Ist doch Kummer die wahre toga virilis der Seele. Wer nie einen Sterbenden gesehen, wer nie dem Tode in's Angesicht geschaut, dem strengen Mahner und Erwecker, der weiß nicht viel vom Leben und von des Lebens ersten Zwecken.

Fünftes Kapitel.

Eine wichtige Konferenz wurde in Prosper's Hinterzimmer gehalten, jedoch unter Umständen, die einer schnellen Lösung der schwebenden Frage wenig günstig schienen, da von den vier berathenden Bevollmächtigten zwei, nämlich Benoit und Prosper, stets ein- und ausgingen, wodurch eine sich immer erneuende Unterbrechung entstand.

Wenn je der selbstgewählte Beruf Menschen das Loos von Galeerensklaven auferlegte, so gehörten zweifelsohne Benoit und Prosper zu denselben, und dabei war der letztere noch schlimmer daran, als sein Pathe. Denn da die Menschen weder unaufhörlich Douchen noch Dampfbäder nehmen, so gab es für Benoit wenigstens Momente der Ruhe, und er konnte sich sogar erinnern, zuweilen sein Mittagbrod gegessen zu haben, ohne abgerufen worden zu sein, während Prosper sich eines solchen Genusses nicht rühmen durfte. Seine

Arbeit war eine unterbrochene, gerade wie die Welt in ewiger Bewegung ist, und alle fünf Minuten hielt die schwere, ungeschickte Maschine eines Omnibus vor seiner Thür, und alle fünf Minuten mußte er Passagiere hinein und heraus befördern, Billets nachzählen, mit dem Kondukteur Abrechnung halten und das Signal zum Abfahren ertheilen; aber das ist noch nicht Alles, was auf ihm lastet; eiligst kehrt er an sein Pult zurück um Korrespondenzbillets zu verabfolgen und außerdem Allen Bescheid zu geben, die sich fragend an ihn wenden. Schnell flogen bei diesem Treiben die fünf Minuten dahin, dann rief ihn wieder das anmeldende Pfeifen des folgenden Kondukteurs auf die Straße hinaus, und wieder begann dieselbe Prozedur und so fort und fort von des Morgens sieben bis des Nachts zwölf Uhr. Da also Prosper, wie wir gesehen, alle fünf Minuten regelmäßig abgerufen, und nach Benoit durchschnittlich etwa alle sieben Minuten die Glocke an dem kleinen Badehause im Hofe gezogen wurde, so folgte daraus, daß bald der eine, bald beide abwesend waren und die Berathung in's Stocken gerieth.

Die Frage, die man eben jetzt zu erörtern suchte, war von Paolo angeregt und von Frau Prudence unterstützt worden und lautete: Sollte Paolo auf die Polizei gehen und sich nach Thornton erkundigen? Die Initiative, welche der junge Römer in dieser Beziehung ergreifen wollte, bekundete wiederum einen Fortschritt seiner Genesung, denn er bewies, daß Paolo's Gefühl

endlich erwacht sei und demzufolge auch seine Freundschaft für Thornton sich wieder geltend machte. Seinen Wohlthäter aufzufinden, ihn zu beruhigen und sich selbst Beruhigung über ihn zu schaffen, war jetzt der Hauptwunsch seines Herzens; und abgesehen von der fast kindlichen Liebe, die ihn an den englischen Freund fesselte, zwangen ihn noch andere Gründe, Thornton aufzusuchen. Paolo hatte in der Rue de Rohan so viel Geld zurückgelassen, daß er seinen treuen Pflegern wenigstens den Theil der Schuld abtragen konnte, der durch Geld überhaupt abtragbar war, und außerdem mußte er von der vorhandenen Summe noch genug übrig behalten, um die Rückkehr nach Rom baldmöglichst antreten zu können. Er setzte voraus, daß Mortimer das Geld würde an sich genommen haben, und wünschte lebhaft Paris zu verlassen, weil ein fast krankhaftes Heimweh sich seiner bemächtigt hatte.

Paolo zweifelte nicht, daß es am zweckmäßigsten sein würde, sich an die Familie Jones zu wenden, um die gewünschte Auskunft über seinen Freund zu erhalten, weshalb er sich denn überwunden hatte, derselben einen Besuch zu machen. Das Andenken an Lavinia war mit so vielen schmerzlichen, wennschon unklaren Erinnerungen verknüpft, daß er nicht wußte, ob er sie wiederzusehen wünsche oder nicht. In solchen Gedanken hatte er den Weg nach dem Boulevard des Capucines angetreten, aber leider vergeblich, da er in noch tieferes Dunkel gerieth. Die Familie Jones hatte seit länger als zwei Monaten Paris verlassen und der große,

stattliche Engländer, der sie in der letzten Zeit viel besucht, war seit ihrer Abreise nie wieder in das Haus gekommen. Paolo hatte darauf an Auskunft von der Polizei gedacht, und einige Fragen, die er in dieser Beziehung aufgeworfen, hatten zu der gegenwärtigen Berathung geführt.

Frau Prudence stimmte Paolo bei und meinte, er dürfe diesen Schritt ohne Gefahr wagen, vorausgesetzt, daß sie mit ihm gehe. Prosper war der Ansicht, die Angelegenheit dem Doktor Perrin mitzutheilen und nach dessen Entscheidung zu handeln, wurde aber durch das bekannte Signal, das ihn auf die Straße rief, verhindert, seiner Meinung vollen Ausdruck zu geben, und Benoit kämpfte gegen einen derartigen Plan mit aller Gewalt.

„Auf die Polizei gehen!“ remonstrirte der Ex-Sergeant, indem er mit solcher Gewalt von dem Fensterbrett sprang, auf dem er Platz genommen hatte, daß seine beiden Pantoffeln in die entgegengesetzte Ecke des Zimmers flogen. „Sich in des Wolfes Rachen werfen? wie könnt Ihr daran denken! Und wer soll ihn wieder herauskriegen, wenn er einmal drinn ist? quoi!“

„Ich habe ja aber gar nichts Unrechtes begangen,“ sagte Paolo ruhig; „weshalb sollte ich mich denn vor der Polizei scheuen?“

„Mit der Polizei muß man nie anbinden, die wird schon Gründe genug finden, Euch in's Gefängniß zu bringen. Und nehmt es als eine Regel an, daß einem

Flüchtling irgend ein Vergehen gegen irgend Jemand jedenfalls schuld gegeben wird."

„Aber ich bin ja kein Flüchtling," entgegnete Paolo.

„Kein Flüchtling?" wiederholte Benoit in größtem Erstaunen.

„Kein Flüchtling?" riefen Madame Prudence und Prosper einstimmig, der eben wieder einmal eingetreten war.

„Eben so wenig wie Ihr," versicherte Paolo.

„Ein Italiener und kein Flüchtling!" sagte Benoit, indem er seinen Kopf kratzte. „Das ist gegen die Natur!" Und um sich mit dieser Absurdität zu versöhnen, sprang er, wie zum Stoß, heftig gegen die Wand hin. „Sind Sie auch gewiß, das Sie kein Flücht— Teufel, das ist schon wieder das Signal. On y va. Es scheint, als ob ganz Paris heute Dampfbäder nehmen wolle — quoi!" und somit ging der eifrige Alte seiner Wege.

„Wenn Sie kein Flüchtling sind —" begann Prosper, als der ominöse Pfiff ertönte und auch er eiligst davon mußte.

Paolo und Madame Prudence, wiederum im tête-à-tête gelassen, thaten, was unter den gegebenen Umständen das einzig Verständige war, er nahm seine abgetragene Mütze, sie setzte ihren verblichenen Hut auf, warf ihr Tuch um die Schultern, und beide machten sich gemeinschaftlich auf den Weg. Prosper, der vor der Thür seines Büreaus stand und geduldig die Klagen einer sehr starken Dame gegen den Kondukteur an-

hörte, der, als sie ihm gewinkt, nicht sofort gehalten hatte, Prosper, sage ich, versuchte vergebens seine Frau von einem Schritt zurückzuhalten, der, wie er moralisch überzeugt war, seinem Pathen Mißfallen erregen würde.

Madame Prudence, die eine gewisse Eifersucht empfand über den großen Einfluß, welchen Benoit auf ihren Gatten ausübte, entgegnete, daß sein Pathe nach freier Wahl zufrieden oder unzufrieden sein möge, daß aber weder sie, noch Signor Paolo Kinder wären und derselbe, Gott sei Dank, keines Gängelbandes mehr bedürfe, worauf Prosper, als verständiger Ehemann, der Sache ihren Lauf ließ. Außerdem, um die Wahrheit zu gestehen, so war sein Glaube an der Unfehlbarkeit Benoit's doch stark erschüttert, seit er Paolo's Krankheit mit aller Bestimmtheit für einen Cholerafall erklärt und sich mit dieser Behauptung so gewaltig geirrt hatte. Dazu konnte die heutige Entdeckung, daß Paolo kein Flüchtling sei, obgleich Benoit peremtorisch ausgesprochen, daß er nichts Anderes sein könne, selbst bei einem so kindlich ergebenen Pathen wie Prosper unmöglich ohne Wirkung bleiben. Benoit's Ansehen schwand, wie der Ruf so mancher Besserer, der auf Unfehlbarkeit gegründet ist, schnell dahin, nachdem jener Nimbus zerstört war.

Durch dieselben dunkeln Gänge und Gewölbe, längs denselben kellerartigen Höfen und dumpfen Plätzen, durch die vor wenigen Monaten Madame Françoise und Thornton geschritten waren, um Paolo aufzusuchen, gingen jetzt Madame Prudence und Paolo, um Erkun-

digungen einzuziehen. Der guten Prudence war die Präfektur eine Terra incognita; sie war nie auf derselben gewesen, ahnte nichts von den verschiedenen Departements, deren Namen und Thätigkeit ihr eben so unbekannt geblieben, wie etwa Troja oder Tyrus. In dem heiligen Zustand ihrer Unwissenheit konnte sie nichts Besseres thun, als sich an einen Stadtserganten, deren viele umherstanden, wenden und ihn um Auskunft bitten; aber in dem Augenblick, in dem sie ihre Frage stellen wollte, merkte sie plötzlich, wie schwer es sei, eine Erkundigung einzuziehen, wenn man weder den Namen, noch den Ort anzugeben vermag, um den es sich handelt. Es blieb ihr in diesem Dilemma nichts übrig, als sich vertrauungsvoll an jenen Stadtserganten zu wenden und ihm in aller Kürze die Sache vorzutragen, was sie denn auch that. Das sei ein Fall für das Bureau des renseignements, entgegnete der Gefragte, der sie sofort bis an die Treppe geleitete, die zu dem Erkundigungsbüreau in der ersten Etage führte.

Eine tiefe Stille herrschte in dem Zimmer, in welches unsere Freunde, nachdem sie bescheiden angeklopft und ein „Herein" abgewartet hatten, mit bange klopfenden Herzen traten. An einem Pulte saßen, fleißig schreibend, zwei Herren, von denen der eine sich umwandte, und an diesen richtete Prudence ihr Anliegen.

„Sind Sie oder Ihr Begleiter mit dem Herrn verwandt, den Sie aufsuchen?" fragte der Beamte.

„Nein, verwandt ist Keiner von uns beiden mit dem Herrn," entgegnete Prudence; „aber mein Begleiter ist ein intimer Freund des Herrn Thornton."

„Haben Sie eine schriftliche Beglaubigung von der Polizeipräfektur, die Sie zu der Nachfrage autorisirt?" fragte der Beamte weiter.

Prudence verneinte die Frage.

„Nun, so schaffen Sie erst die nöthige Erlaubniß und dann kommen Sie wieder. Das ist unumgänglich nothwendig."

Als Prudence und Paolo ziemlich niedergeschlagen über den kleinen Platz schritten, der vor der Präfektur lag, fanden sie wieder auf derselben Stelle denselben Polizisten, der sie nach jenem Büreau gewiesen hatte. Er fragte Madame Prudence theilnehmend, ob sie den betreffenden Herrn aufgefunden habe.

„Ach nein!" entgegnete Prudence, „wir sollen erst eine Beglaubigung von der Präfektur herbeischaffen."

„Das dachte ich wohl," sagte der freundliche Stadtsergeant, indem er die beiden eine kleine Strecke begleitete. „Sie brauchen aber nicht persönlich zum Präfekten zu gehen, er würde Sie ohnehin nicht vorlassen, also reichen Sie Ihr Gesuch nur schriftlich ein."

Prudence dankte vielmals für die Auskunft und wollte eben weitergehen, als sie vor dem Paßbüreau angekommen waren.

„Sagten Sie nicht," hub der freundliche Polizist noch einmal an, „daß der Freund, den Sie suchen, ein Amerikaner sei?"

„Nein, ein Engländer,“ berichtigte Prudence.

„Ach ja! Jedenfalls doch eben ein Ausländer. Vielleicht ist er schon wieder abgereist. Thäten Sie deshalb nicht besser, erst auf dem Paßbüreau nachzufragen?“

Dieser Gedanke schien unseren Freunden so einleuchtend, daß sie ohne Verzug auf denselben eingingen und ihrem Helfer in der Noth erneut ihren besten Dank aussprachen.

Das Paßbüreau verhielt sich zu dem Erkundigungsbüreau wie das brausende Meer zu einem Teiche. Im Juli verlassen bekanntlich die Pariser wie die Londoner die Stadt, und daher war der Zudrang um Pässe sehr groß, und mit Blitzesschnelle bewegten sich die Federn und die Zungen der Beamten, die das Signalement, fast wären wir versucht zu sagen der Angeklagten niederschrieben, welche sie einem förmlichen Kreuzverhör unterwarfen. Unwillkürlich erinnerte das Aufrufen von Personen, denen darauf Fragen über Fragen vorgelegt wurden, an einen Kriminalhof und Zeugenaussage. Als die zerstreute Prudence mit fast kläglichem Ausdruck auf eine kleine Lücke in dem Wall von Menschen blickte, der sie von dem schreibenden Beamten trennte, forderte sie der am Eingang des Gitters wachthabende Soldat, als er ihre Verzweiflung sah, auf, hervorzutreten, und indem er für sie Platz machte, bemerkte er gegen einen stämmigen Herrn, welcher über Hintansetzung klagte, daß das schöne Geschlecht in Frankreich stets den Vorrang habe. Prudence war somit, Dank

der rechtzeitigen Hülfe, endlich im Stande, ihr Gesuch dem Beamten vorzutragen, der sie auf die andere Seite des Zimmers wies, wo an noch mehr Pulten noch mehr Arbeiter emsig beschäftigt waren.

Der junge Mann, dem sie ihr Anliegen auseinandersetzte, nahm sich ihrer bereitwillig an und bezeigte unseren Freunden wirkliches Wohlwollen. Vielleicht hatte er eine Mutter oder eine Schwester, denen es in der Welt nicht besser ging, als der armen, schlecht gekleideten Prudence, oder hatte er vielleicht auch einst einen Bruder gehabt, abgezehrt und vergrämt wie unser armer Paolo? Theilnahme, aus welcher Ursache sie uns auch entgegengebracht wird, ist stets wohlthuend, und das empfanden auch mit dankbarem Herzen Paolo und seine treue Pflegerin. Der freundliche Beamte verließ mit der Feder hinter dem Ohr und mit einem Zettel in der Hand, der die letzte Adresse Thornton's enthielt, das Zimmer, um bald darauf mit der tröstlichen Nachricht wiederzukommen, daß „Sir" Mortimer Thornton am sechzehnten Mai seinen Paß für die Vereinigten Staaten habe ausfertigen lassen.

„Er ist fraglos nach Amerika gegangen, um mich aufzusuchen," sagte Paolo, als er langsam die Treppe hinabstieg und seine Augen sich mit Thränen füllten.

„Wenn er Sie aber dort nicht findet, so wird er wiederkommen und Sie hier aufsuchen," erwiederte Prudence anscheinend zufrieden und heiter, wennschon in ihrem Herzen es anders aussah. Glücklicherweise

langten sie zu Hause an, ehe Prosper seine Omnibuslinie durch seine Fassungslosigkeit in vollständige Verwirrung gebracht hatte. Der kleine Mann war nämlich durch die Bilder von Gefängnissen, Bagnos und Schaffots, die Benoit in Betreff Paolo's für seinen Pathen heraufbeschworen hatte, in solche Furcht und Aufregung gerathen, daß er die letzte Viertelstunde die Passagiere statt nach dem Jardin des Plantes, nach dem Pantheon und vice versa geschickt und Versehen auf Versehen gehäuft hatte.

Prudence konnte in der folgenden Nacht keine Ruhe finden, sann und dachte aber um so mehr, und das Resultat ihrer Ueberlegungen bestand in dem Plane, sich an die englische Gesandtschaft um Auskunft zu wenden. Prudence sagte sich, „Herr Forton," das war ihre Aussprache des Namens Thornton, „ist nun neunundzwanzig Tage fort, wenn er überhaupt gereist ist, und das weiß ich doch selbst, daß neunundzwanzig Tage Zeit genug sind für die Hinreise nach New-York, einen kleinen Aufenthalt dort und die Rückreise. Er kann also möglicherweise schon zurückgekehrt sein, und ist das der Fall, so wette ich zehn gegen eins, daß man es auf der Gesandtschaft weiß."

Madame Prudence theilte am folgenden Morgen Paolo ihre Gedanken und ihren Rath mit, welcher nicht nur von ihm, sondern von Allen günstig aufgenommen wurde und ihres jungen Freundes vollen Beifall erntete, der in Begleitung der treuen Sama-

riterin sich mit erneuter Hoffnung wiederum auf den Weg machte, Thornton aufzufinden.

Der Portier in der englischen Gesandtschaft wies Prudence und Paolo an das Konsulat, wo die einfache Erkundigung, ob ein Engländer Namens Thornton sich in Paris befinde, eine Unzahl von Fragen, zunächst in Betreff ihrer selbst hervorrief, dann ob sie eine Forderung an den Herrn hätten, etwa mit ihm verwandt wären, und wie sie darauf gekommen seien, sich an das englische Konsulat zu wenden. Erst nachdem alle diese Fragen zufriedenstellend beantwortet und das Interesse, das sie an Herrn Thornton nahmen, genügend klar schien, erst dann erfuhren sie von dem Sekretär, der das Verhör angestellt hatte, daß er nur die Adresse der beiden Sachwalter des Herrn Mortimer Thornton in London besitze, aber gern bereit sei, ihnen dieselbe zu geben, falls er ihnen damit zu dienen vermöchte. Dankend nahmen unsere Freunde das Anerbieten an, so gering es ihnen auch schien, worauf der Sekretär folgende Adresse: „Herren Henstrid und Comp. 14 Golden Square, London,“ niederschrieb, mit der Paolo und Prudence das Konsulat verließen und wenigstens um einen kleinen Schritt weiter gekommen waren in ihrer Sache.

Paolo schrieb sofort an die Herren Henstrid und Comp. und ebenfalls an seinen Freund Thornton nach der Via Babuino, für den Fall, daß derselbe nach Rom zurückgekehrt sein sollte. Einen dritten Brief richtete er an seinen kleinen Freund Salvator Rosa,

nachdem es Paolo nicht wenig Mühe gekostet hatte, sich auf dessen wirklichen Namen, Angelo Gigli, zu besinnen. Diese Epistel war in förmlich sibyllischem Styl verfaßt, denn Paolo meldete zwar das Verschwinden Thornton's, ohne aber der damit verbundenen Umstände zu erwähnen, und fügte schließlich nur noch die Bitte hinzu, Salvator möge ihm unter der angegebenen Adresse nach Paris schreiben, wenn er zufällig im Stande sein sollte, ihm irgend welchen Aufschluß über den verlorenen Freund zu geben.

Auch verrieth Paolo nichts von seiner Krankheit, noch von seiner Geldverlegenheit. Weshalb sollte er seinen guten kleinen Salvator beunruhigen, da derselbe nicht die Mittel besaß, ihm zu helfen? Wußte Paolo doch nur zu wohl, daß die Summe, welche Salvator und seine anderen Freunde möglicherweise zusammen bringen konnten, nicht hinreichen würde zu seiner Rückreise nach Rom.

Wir wollen hier zugleich nochmals bemerken, daß Paolo, als er von Rom abreiste, alles Geld, das er besaß, mitgenommen und daß er dasselbe in Anweisungen auf Paris Thornton in Verwahrung gegeben hatte, und ferner müssen wir erwähnen, daß die einzelnen Goldstücke, welche er bei sich trug, als er den unglücklichen Weg nach dem Hôtel de Ville antrat, mit seiner Börse und allem Uebrigen, wie die Adresse der Rue Rohan, verloren gegangen war, wahrscheinlich als er sein Portemonnaie, um die Wache zu bestechen,

hervorzog, die ihn als einen der Ballgäste einlassen sollte, oder während er mit derselben in Kampf gerieth.

Mit umgehender Post beantworteten die Herren Henstrid und Comp. im Geschäftsstyl Paolo's Brief; sie bedauerten Herrn Mancini augenblicklich nicht die gewünschte Adresse ihres verehrten Klienten, des Herrn Thornton, angeben zu können, dessen Abwesenheit, wie sie allen Grund hatten anzunehmen, noch eine geraume Zeit währen könne.

So unbefriedigend auch dieser Brief klang, so enthielt er für Paolo doch einen gewissen Trost, denn er gab ihm die Beruhigung, daß Thornton lebe und, wo er sich auch immer aufhalten möge, frei und ungefährdet sei. Salvator ließ auch nicht lange auf Antwort warten und benachrichtigte seinen Freund, daß man Thornton, seit er mit Paolo Rom verlassen, dort nicht wieder gesehen habe. Wie man sich leicht denken kann, war Salvator voll Staunen und Vermuthungen über Thornton's Verschwinden und wünschte Näheres über den gemeinschaftlichen Freund, wie darüber zu erfahren, was Paolo über seine nächste Zukunft bestimmt habe. Paolo schrieb ihm, daß er sobald als möglich nach Rom zurückzukehren beabsichtige und jedes weitere Erörtern und Erklären aufschieben wolle, bis es viva voce geschehen könne. Es waren zwei Gründe, die Paolo zu diesem Aufschub bestimmten; erstens wollte er dem Freunde seine gegenwärtige drückende Lage verheim=

lichen, was er nicht vermocht hätte, wenn er sich in Details einließ, und zweitens widerstrebte es ihm, Lavinia anzuklagen. Und wie hätte er das bei einem Bericht vermeiden können, der die wahre Sachlage schilderte?

Sechstes Kapitel.

Durch den Brief der Herren Henstrid und Comp. war Paolo's letzte Hoffnung, Thornton jetzt aufzufinden, oder wenigstens brieflich mit ihm in Verbindung zu treten, geschwunden, aber mit der Hoffnung nicht die feste Zuversicht des jungen Mannes, daß sein treuer Freund nur umherreise, ihn aufzusuchen. Zunächst galt es nun, sich von Neuem auf sich selbst stellen, es galt wieder zu arbeiten, nicht nur, um das tägliche Brod zu erwerben, sondern auch, um die Rückreise nach Rom bestreiten zu können.

Paolo verhehlte sich indessen nicht, daß es leichter sei, sich Arbeit zu wünschen, als zu verschaffen, besonders für einen Mann in seiner Lage, für einen Ausländer in fremdem Lande, der der Sprache fast unkundig ist und nichts besitzt, als einen abgetragenen Anzug und das Wohlwollen dreier Freunde, die aber selbst arm wie die Ratten sind. Indeß, wenn die Noth

uns mit ihrer eisernen Hand erfaßt, lehrt sie uns auch einen Ausweg finden. Paolo zog seine Freundin Prudence zu Rathe, oder richtiger, vertraute ihrem mütterlichen Herzen seine Gedanken und Sorgen und fand großen Trost in solch unumwundener Darlegung seines Zustandes. Prudence ward ihm, was alle wahrhaft guten Frauen, gleichviel welchem Stande sie auch angehören, den Männern ihres Kreises sind, gleichsam ihre irdische Vorsehung. Diese liebe Frau schrak unwillkürlich zurück vor dem Gedanken, daß der noch so schwach und leidend aussehende junge Mann schon für sein täglich Brod arbeiten wolle, und behauptete, er müsse erst kräftiger werden, jetzt ginge das noch nicht, nein, in der That nicht.

„Ich fühle mich schon stark genug," antwortete Paolo, „und ich darf nicht länger faulenzen. Ich bin Ihnen schon zu lange zur Last gefallen — ja, ich erschrecke, wenn ich denke, wie lange; aber ich war nicht ich selbst —"

Prudence wollte nichts davon wissen, daß er ihnen zur Last gefallen sei. Das Wenige, das sie für ihn hätten thun können, sei dadurch mehr als vergolten, daß er mit ihnen und ihrem ärmlichen Leben so bereitwillig vorlieb genommen habe, obschon sie, wie ihre Umgebung, tief unter seinem Stande und seinen Gewohnheiten seien.

„Bitte," erwiederte Paolo, indem er zu lächeln versuchte, „geben Sie sich nicht die Mühe, all' die Wohlthaten, die Sie mir erwiesen haben, in dem

Wahne, ich sei ein verkleideter Prinz, geringer anzuschlagen. Ich wünsche nie besser aufgehoben zu sein, als bei Ihnen, wenngleich es Ihnen beliebt, Ihre Pflege und Alles, was Sie für mich gethan, zu unterschätzen. Sie können mir glauben, daß meine Jugend nicht auf Rosen gebettet gewesen. Mit siebzehn Jahren stand ich da, arm wie ein Bettler in der Welt, und mein einziges Kapital waren meine beiden Hände. Nur zu wohl weiß ich deshalb zu schätzen, was Sie an mir gethan, und hätte ich zwanzig Leben statt des einen Ihnen zu opfern, Ihr Schuldner bliebe ich doch stets, ja stets."

Wenn es begründet ist, und ich zweifle nicht daran, daß wir das Gute um des Guten willen thun müssen, und nicht des Dankes halber, den es uns bringen könnte, so ist es deshalb nicht weniger wahr, daß warme Anerkennung des aus liebevollem Herzen Geleisteten die süßeste Belohnung gewährt, die uns außer der Befriedigung des eigenen Gewissens werden kann. Die warme Erkenntlichkeit des jungen Römers ging unserer guten Prudence um so mehr zu Herzen, da sie durchaus an keine Gefühlsüberschwänglichkeit seinerseits gewöhnt war. Denn erst jetzt, wo seine so lange schlummernde Seele wieder zum Leben erwachte, erst jetzt empfand er in ihrer ganzen Größe die Liebe und die Barmherzigkeit, die völlig Fremde an ihm geübt, und fühlte sich den neuen Freunden in jeder Weise verpflichtet. Darum hatte Paolo buchstäblich wahr ge-

sprochen, als er gegen Prudence äußerte, er sei nicht er selbst gewesen bis jetzt.

„Ihrem Verlangen nach bleibt uns nichts übrig," sagte Prudence heiter, „als Ihnen angemessene Arbeit zu verschaffen; aber — à la garde de Dieu — haben Sie denn ein Fach besonders erlernt?"

„Ich kann zeichnen und malen," antwortete Paolo. „Ich bin von Beruf Maler."

„Das Malen und Zeichnen liegt ganz außerhalb unseres Bereiches," sagte die Französin, und den Zeigefinger an die Lippen legend, verfiel sie in ernstes Nachdenken. „Klavierspielen und Singen würde vortheilhafter gewesen sein; denn die Tochter des Thorwächters neben uns zum Beispiel möchte gern einen Singlehrer haben, das weiß ich."

„Ich kann indeß auch Italienisch lehren, oder abschreiben," meinte Paolo. „Es ist mir Alles gleich, und wenn es noth thut, werde ich auch Dienstmann, falls sich keine andere Beschäftigung findet."

„Dahin wird es hoffentlich nie kommen," begütigte Prudence; „aber Sie müssen mir Zeit geben zum Ueberlegen."

Als Prosper von Paolo's Wunsch hörte, zerbrach er sich seinen armen Kopf, ohne jedoch auf etwas Anderes als Omnibusse und was zu ihnen gehört zu verfallen, und so schlug er denn auch dem entsprechend vor, ob er nicht für seinen jungen Protegé um eine etwa vakant werdende Kondukteurstelle bei seiner Gesellschaft einkommen solle. Und Benoit gerieth bei der Nach-

richt, daß Signor Paolo ein wirklicher Maler sei und sich nach Arbeit umthue, in die größte Aufregung, weil vor kaum vierzehn Tagen alle Badewannen in seiner Anstalt neu gestrichen worden waren. Die praktische und vor Allem einsichtsvollere Prudence hielt währenddeß schnell eine Rundschau über die ganze Nachbarschaft, wobei sie aber bald zu dem traurigen Resultat gelangte, daß hier nichts zu hoffen sei, wenn Herr Doktor Perrin ihnen nicht aus der Verlegenheit helfe.

Deshalb eilte die Gute schnell zu Herrn Doktor Perrin und trug ihm Paolo's Sache so diplomatisch und mit so vielen schönen Redensarten vor, daß sie mit ihrem Verhalten selbst in jenen Kreisen Ehre eingelegt haben würde, zu denen Prudence und ihres Gleichen mit der Ehrfurcht aufblickten, die sonst wohl nur Monarchen oder Erzengeln gezollt wird. Nachdem Doktor Perrin, mit der Brille auf der Nase, dem Bericht mit aller Aufmerksamkeit gefolgt war, nahm er dieselbe behutsam ab und drehte sie zwischen dem Daumen und Zeigefinger hin und her, wie er das bei innerem Schwanken oder Kämpfen immer zu thun pflegte.

„Also ein Maler ist er? Unstreitig ein edler Beruf. Aber für den praktischen Gebrauch wäre mir's erwünschter gewesen, wenn er Musik studirt hätte. Indeß, alle Italiener können ja singen und spielen, und hoffentlich er auch; nicht so?"

„Gerade dasselbe habe ich ihm auch gesagt," seufzte Prudence; „aber das ist eben wieder das Unglück, daß

er beides nicht kann, und darum sehe ich keine Hülfe für ihn."

„Nein, ich auch nicht, wenigstens auf diesem Wege nicht," bestätigte der Doktor; „es muß anders Rath geschafft, ein anderer Erwerb gefunden werden. Sobald ich zu einem Resultat gekommen bin, werde ich bei Ihnen vorsprechen, bis dahin Adieu."

Als Prudence nach Hause kam, fand sie schon eine Karte an das Büreaufenster Prosper's gestellt, die, von ihm selbst mit großer Sorgfalt geschrieben, allen Vorübergehenden bekannt machte, daß einer der besten Zeichenlehrer Zeichenstunden unter sehr mäßigen Bedingungen zu ertheilen wünsche und man das Nähere im Büreau erfahren könne. Von diesem Tage an trat Prosper nie auf die Straße, und wir wissen, wie oft sein Beruf ihn hinausnöthigte, ohne seine eigenhändig geschriebene Anzeige anscheinend mit größter Aufmerksamkeit zu lesen und sich dabei nach bestem Wissen das Ansehen eines Mannes zu geben, der die Vortheile eines guten und dabei billigen Unterrichts ernstlich in Erwägung zieht.

Leider blieben des guten Prosper Künste ohne jeglichen Erfolg. Aber um so glücklicher waren unsere Freunde, als nach zwei Tagen voll Muthlosigkeit Doktor Perrin in Prosper's Wartesaal erschien und seine Augen unter der Brille besonders klar und hell leuchteten. Er brachte die Adresse eines Herrn, der Signor Paolo auffordern ließ, sich am folgenden Tage

um elf Uhr bei ihm einzufinden. Herr Pertuis, fügte der Doktor erklärend hinzu, sei ein Gelehrter von großem Rufe, der sich in der Wissenschaft ganz besonders durch seine Schriften über das alte Rom und die alten Römer verdient gemacht und bei seinen tiefen Forschungen die Geduld eines Benediktinermönches bewiesen habe. Man erkenne übrigens auch allgemein an, daß Herr Pertuis in diesem Fache der Wissenschaft alle seine Zeitgenossen übertreffe.

Der besagte Gelehrte wohnte in einem alten, eigenthümlich aussehendem Hause auf dem Place Royal, und zwar für das lebhafte Paris in einem sehr stillen Stadttheil. Als Paolo sein Logis betrat und durch eine Reihe hoher Gemächer schritt, um in das Studirzimmer zu gelangen, erfreuten sich Auge und Herz bei dem Anblick so vieler lieber, ihm einst vertrauter Gegenstände. An den Wänden hingen schöne Kupferstiche von Rom sowie gute Kopien nach Raphael, und auf Piedestalen standen, vortheilhaft plazirt, Abgüsse von italienischen Meisterwerken. Paolo fand Herrn Pertuis damit beschäftigt, verschiedene Autoren zu vergleichen, um ein vielfach bestrittenes Datum endgültig festzustellen, und da der große Schreibtisch vor ihm unmöglich alle die aufgeschlagenen Bände verschiedenster Größe fassen konnte, die er für seine Arbeit brauchte, so hatte der Gelehrte zu beiden Seiten seines Lehnsessels noch kleine Tische, die ebenfalls mit Büchern vollgepackt waren. In solchem Zustande gänzlicher Verschanzung wurde Herr Pertuis durch Paolo überrascht,

der, wie man ihm geheißen, ohne vorangegangene Meldung das Studirzimmer betrat. Um aus der Festung herauszukommen, blieb dem Archäologen nichts übrig — wollte er nicht das Gleichgewicht seiner Tische und die Schlachtordnung seiner Bücher gefährden, eine Arbeit, die Zeit und Mühe erfordert hätte — es blieb, sagen wir, dem Archäologen nichts übrig, als seinen Stuhl aus der Schußlinie seiner Alliirten weit zurückzuschieben und seinen Gast von da aus zu begrüßen, was er unter herzlichem Lachen und freundlichen Entschuldigungen geschickt genug zu Stande brachte.

Diese kleine, heitere Scene verminderte für Paolo das Unbehagen einer ersten Visite, die für jeden Blöden, wie er, besonders wenn er eine Gunst oder Gefälligkeit zu erbitten hat, doppelt peinlich ist. Der freundliche Empfang des Herrn Pertuis, sein wirklich anmuthiges Wesen und sein vortreffliches Italienisch, ließen Paolo bald jede Verlegenheit vergessen. Ihre Unterhaltung drehte sich ausschließlich um Rom und die Kunst, und Paolo sprach mit der Warmherzigkeit des Patrioten und der enthusiastischen Hingebung des Künstlers. Wenn Herr Pertuis die Absicht hatte, seinen Gast auszuforschen, woran kaum zu zweifeln ist, so ward dieser Wunsch vollkommen befriedigt. Nach Verlauf einer guten halben Stunde hielt es Paolo für angemessen, sich zu empfehlen, und indem der Gelehrte seinem Gaste die Hand reichte, bat er Paolo, ihn in einigen Tagen gefälligst wieder besuchen zu wollen, und sprach die Hoffnung aus, bis dahin eine Beschäf-

tigung für ihn zu finden. Durch diese wenigen Worte deutete der liebenswürdige Mann an, daß ihm die Ursache des Besuches bekannt sei.

Nach Verlauf einer Woche glaubte Paolo seinen Beschützer wieder aufsuchen zu dürfen. Herr Pertuis empfing ihn mit freundlichem Wohlwollen und händigte ihm die Adresse eines Herrn Boniface ein.

„Er ist mein intimer Freund,“ fügte Herr Pertuis hinzu, „und ein Astronom von bedeutendem Rufe. Ich fürchte, daß die Beschäftigung, die er ihnen anzubieten hat, für Sie nicht gerade lockend sein wird, da dieselbe in keiner Weise Ihrem Berufe entspricht, aber nichtsdestoweniger möchte ich Ihnen rathen sie anzunehmen, bis sich Ihnen Günstigeres bietet, weil das Sprichwort: Ein Vogel in der Hand ist besser, als zwei auf dem Dache, nur zu wahr ist.“

Paolo stimmte seinem Beschützer bei und verlor keine Zeit, Herrn Boniface aufzusuchen. Dieser hatte sich von seinem Amte zurückziehen müssen, weil er durch beständiges Suchen nach neuen Planeten und neuen und alten Kometen fast das Augenlicht eingebüßt hatte. Er benutzte nun seine ihm durch das Schicksal gebotene Muße zum Ordnen seiner Papiere und seiner früher gemachten Beobachtungen, um sie für den Druck vorzubereiten. Da er aber weder längere Zeit hintereinander lesen noch schreiben konnte, so bedurfte er eines Sekretärs, und obgleich er schon seit einiger Zeit sich nach einem solchen umgethan, hatte er trotz vieler Offerten noch keine passende Persönlichkeit gefunden.

Denn obschon Herr Boniface sonst in allen Beziehungen einfach und naiv wie ein Kind war, mißtraute er in Betreff seiner Manuskripte der ganzen Menschheit, weil er von der krankhaften Ueberzeugung beherrscht wurde, daß eine andauernde allgemeine Verschwörung damit umgehe, ihm seine neue Theorie über die Formation der Kometen und den daraus erwachsenden Ruhm zu rauben. Deshalb schien ein gebildeter Ausländer und dabei der Astronomie Unkundiger, als welchen Herr Pertuis Paolo geschildert, dem alten Astronomen wie ein Gottgesandter für seine Zwecke.

„Mein Herr" — begann Herr Boniface, ein großer, starkknochiger Mann über die Sechzig hinaus, mit gebückter Haltung und einem grünseidenen Augenschirm, — „mein Herr, ich will Ihnen nur gleich sagen, daß ich sehr eigen und peinlich bin."

Paolo hielt es für höflich, bei dieser Bemerkung ungläubig mit dem Kopfe zu schütteln.

„Ja, ja, das ist in der That der Fall," fuhr der Astronom fort, „meine Schwester hier wird es Ihnen bestätigen, und ich bin auch nicht leicht zufrieden zu stellen — und — und obenein stehe ich sehr früh auf. Liebe Marie, sollte ich noch etwas zu sagen vergessen haben, so bitte erinnere mich daran. Wenn nun diese meine Bekenntnisse Sie nicht abschrecken, mit mir in Verbindung zu treten, so werde ich mich freuen, wenn Sie mir Ihre Dienste leihen wollen, und wir können morgen früh unsere Arbeit beginnen." Herr

Boniface machte hierauf eine Pause und blickte starr vor sich hin.

„Wegen der Zeit,“ sprach Schwester Marie dem Bruder in's Ohr.

„Ach, ja! wegen der Zeit,“ wiederholte Herr Boniface; „ich danke Dir, liebe Marie. Ich hatte vergessen, die Zeit zu bestimmen. Wenn Sie um acht Uhr Morgens, aber präcis um acht Uhr, hier sein wollten, würde ich Ihnen sehr verpflichtet sein, mein Herr.“

Paolo verneigte sich zustimmend.

„Wohl denn, um acht Uhr werden Sie also hier sein, und somit wäre Alles geordnet.“ Und da nach Herrn Boniface's Meinung wirklich Alles geordnet war, nickte er nur noch freundlich mit dem Kopfe und verfiel, wie es schien, in tiefes Nachdenken.

„Meines Bruders Arbeitsstunden,“ hub darauf Mademoiselle Marie an, die jetzt die Konversation aufnahm, „sind von acht Uhr Morgens bis zwölf Uhr Mittags, und dann wieder von ein bis sechs Uhr. Paßt Ihnen das?“

„Vollkommen,“ antwortete Paolo.

„Du hast noch nichts erwähnt wegen des Honorars,“ sprach Fräulein Marie dann wieder dem Bruder in's Ohr.

„Ja so, wegen des Honorars,“ wiederholte Herr Boniface, aus seinem Nachdenken auffahrend. „Es ist freundlich von Dir, mich an das Honorar zu erinnern — ich hatte gar nicht daran gedacht. Wir wollen also

von acht Uhr des Morgens bis Mittag sagen; ist Ihnen das recht?"

„Davon ist ja aber gar nicht die Rede," unterbrach die Schwester.

„Wie, davon ist nicht die Rede?" wiederholte der Bruder; „ich dachte doch, daß es von acht bis zwölf Uhr sein sollte."

„Allerdings, lieber Bruder; aber wir sprachen jetzt doch nicht von der Zeit, sondern vom Honorar. Soll ich es für Dich abmachen, Bruder?"

„Gewiß, gewiß," entgegnete Boniface, sichtlich erlöst.

„Mein Bruder," wendete sich Mademoiselle Marie gegen Paolo hin, „offerirt Ihnen vier Franken den Tag, oder vielmehr, um es ganz genau anzugeben, sechzig Franken für vierzehn Tage und zwar pränumerando. Nach Ablauf von zwei Wochen sollen jedoch beide Theile berechtigt sein, den Kontrakt aufzugeben oder zu erneuen. Diese letzte Bedingung," fügte die Dame hinzu, da sie merkte, daß sie einen peinlichen Eindruck auf den jungen Italiener machte, „hat mein Bruder nur gestellt, weil er sehr eigenartig ist, oder sich wenigstens einbildet es zu sein, und weil er daher Ihnen nicht länger als auf vierzehn Tage Pflichten auferlegen möchte, die Ihnen möglicherweise zu lästig werden könnten."

Paolo entgegnete, daß er auf die Nachsicht des Herrn Boniface vertraue und durch Eifer das geringe Maß seiner Kenntnisse zu ersetzen bestrebt sein werde, worauf er sich schnell verabschiedete; durchaus unklar

über die Art der Beschäftigung, die ihn bei dem Astronomen erwartete, und deshalb nicht wenig beunruhigt, dieselbe übernommen zu haben. Aber schon am nächsten Tage sollte er erfahren, wenigstens so weit man von einem Mal urtheilen kann, daß seine Furcht unbegründet gewesen sei. In den Stunden von acht bis zwölf Uhr hatte er eine große Anzahl von Auszügen chronologisch zu ordnen, die er dann Herrn Boniface vorlegen mußte, um nach dessen Angabe dieselben zu kürzen oder auszuführen. Nachmittag galt es dann eine sorgfältige Abschrift von der am Morgen vorbereiteten Arbeit anzufertigen.

Um sechs Uhr, mit dem Glockenschlage, trat Mademoiselle Boniface in das Zimmer, um ihrem Bruder zu melden, daß angerichtet und gleichzeitig Paolo's Tagewerk beendet sei. Unser junger Freund verabschiedete sich und war bereits im Hausflur, als das Fräulein ihm nacheilte, um ihm ein kleines Päckchen einzuhändigen, das, wie sie erklärend hinzufügte, das vierzehntägige Honorar enthalte. Der neu installirte Sekretär erröthete, als sei er im Begriff die hochwichtige Theorie zu stehlen betroffen worden, und stürzte ohne ein Wort des Dankes aus dem Hause.

Darauf suchte er sich zunächst, noch ehe er zum Mittagessen ging, obschon er dessen sehr bedurfte, eine eigene Wohnung und fand bald ein kleines möblirtes Erkerzimmerchen in der Rue du Jour, dicht bei der Rue Cassette, in der Herr Boniface wohnte; dann kaufte er für Prosper's Kinder einiges Spielzeug und für

sich selbst einen Hut, statt der alten, abgetragenen Mütze Prosper's, die dieser ihm geliehen. Nun erst betrat er eine Restauration dritten oder vierten Ranges und erlaubte sich den Luxus eines reichlichen Mahles, das aus einer Tasse Bouillon, einem Beefsteak mit Kartoffeln und Brod nach Belieben bestand, wofür er nur den mäßigen Preis von 15 Sous zu zahlen hatte, obgleich der Kellner dabei mit einem Sous bedacht war.

Voll Ungeduld erwartete man in Prosper's Hause die Rückkehr Paolo's, um zu erfahren, wie es ihm ergangen sei, und es entstand die freudigste Ueberraschung, als er seinen Bericht abstattete und das Schwert und die Kanone für die Knaben auf den Tisch legte. Als er aber erzählte, daß er sich ein Zimmer gemiethet und schon diese Nacht dort zu schlafen gedenke, brach ein förmlicher Tumult aus. Benoit besonders gerieth durch diese Nachricht und obenein wohl noch durch Anderes in völlige Extase, in der er, um seinen Gefühlen durch einen Sprung gegen die Wand Ausdruck zu verleihen, die Balance verlor und flach auf den Boden hingeschlagen wäre, wenn ihn nicht der „junge Bursche", wie er Paolo zu nennen beliebte, in seinen Armen aufgefangen hätte. Aber einmal in seinen Armen, konnte sich Paolo aus der Umarmung nur durch die feierliche Versicherung befreien, daß er gewiß seinen „Alten" nie vergessen werde.

Um zehn Uhr Abends war Paolo in seinem kleinen Dachzimmer etablirt und eifrig damit beschäftigt, seine

Ausgaben zusammen zu rechnen. Acht Franken hatte er pränumerando für die vierzehntägige Miethe seines Zimmers bezahlt, fünf Franken für seinen neuen Hut, fünfzehn Sous für die Spielsachen und eben so viel für seinen Mittag, also im Ganzen hatte er vierzehn Franken und fünfzehn Centimes ausgegeben, eine enorme Summe für einen einzigen Tag. Zog er dieselbe von den sechzig Franken ab, die er erhalten, so blieben ihm noch fünfundvierzig Franken und fünfzig Centimes. Paolo überlegte nun, daß er bei äußerster Sparsamkeit, vorausgesetzt Herr Boniface wäre mit ihm zufrieden und behielte ihn, in zwei Monaten so viel zurücklegen könnte, um damit seine Rückreise nach Rom zu bestreiten. Zwei Monate schienen allerdings eine lange Zeit, aber auch sie würden vorübergehen, dachte er, und mit dieser tröstlichen Aussicht legte er sich nieder und war nicht wenig erstaunt über das mehrfache Krachen seines Bettes, das ihm fast die Besorgniß einflößte, er werde mit demselben durchbrechen. Gleich darauf wurde an die dünne Zwischenwand gepocht. Paolo erwiederte das Pochen, und eine Stimme, die so nahe klang, als ob sie in seinem Zimmer spräche, sagte:

„Bonne nuit, voisin."

„Bonne nuit, voisin," antwortete Paolo, worauf es still wurde.

„Ein freundlicher, wohlwollender Nachbar," dachte Paolo. „Ich wette, daß er ein eben so armer Teufel ist, als ich. Armuth ist ein vortrefflicher Konduktor

für wahre Theilnahme und Güte. Wäre dieses Haus ein Palast, und wären mein Nachbar und ich Millionäre — wovor Gott uns behüte! — wie vieler Empfehlungen, Briefe und Karten würde es bedürfen, uns mit einander bekannt zu machen.

Weiter kam Paolo nicht mit seinen Gedanken, denn er schlief darüber ein, und wir verlassen nun unsern Freund in diesem befriedigenden Zustande und überschreiten den Kanal, um uns nach einer Freundin umzuschauen, deren Wohl und Wehe uns nicht minder am Herzen liegt, als das des jungen Mannes, den Morpheus' Arme sanft umschlungen halten.

Siebentes Kapitel.

Durch nichts ließ sich Fräulein Lavinia bewegen, das Haus zu verlassen, in dem ihre Tante gestorben war. Gerade die traurigen Erinnerungen und die völlige Einsamkeit, — denn die Nachbarschaft war wie verödet, seitdem die Saison in London begonnen hatte — welche Herrn Jones veranlaßten, auf Lavinia's Fortgehen zu dringen, machten ihr Holly Lodge nur um so theurer, denn Lavinia bedurfte vor Allem der Ruhe. Sie sehnte sich nach keiner Zerstreuung in ihrem Schmerze, dessen Tiefe und Wahrheit vor Besuchen zurückschreckte, und schließlich ließ Herr Jones sie gewähren und gestattete ihr, nach ihrer Neigung zu leben. Das Seelenleid hatte Lavinia's ganzes Wesen verklärt, ihr eine Würde und Hoheit verliehen, vor der sich ihre ganze Umgebung und unwillkürlich auch ihr Onkel beugte. Selbst in der Blüthe der Gesundheit, in dem Glanze ihrer Schönheit und in dem Schmucke ihrer

kostbaren Toiletten hatte sie ihrem Onkel nie den imponirenden, ja fast königlichen Eindruck gemacht, den sie jetzt in ihrer Trauerkleidung, mit dem bleichen Antlitz und dem wehmüthigen Ausdruck auf ihn ausübte.

Lavinia empfand es als eine Befreiung, in dieser Zeit von ihrem Onkel getrennt zu sein, weil er ihr durch die letzten Ereignisse noch minder lieb geworden war. Der Betrug, den er in Betreff ihrer begangen, die Täuschung, die er sich gegen die Tante erlaubt, die an Gefühllosigkeit streifende Indifferenz, welche er während der ganzen Krankheit der Frau Jones an den Tag gelegt, waren weder geeignet die Achtung, noch die Zuneigung der Nichte zu erhöhen. Auch hatte Lavinia nicht vergessen, wie Frau Jones ihr einmal in einem Augenblick der Erregung in Rom anvertraut, daß bei ihrer Verheirathung mit Herrn Jones keine Ehepakten aufgenommen, und somit ihr ganzes Vermögen Herrn Jones zugefallen sei. Die Erinnerung an diese Mittheilung, verbunden mit dem jüngst erlebten Mangel an Theilnahme für seine arme kranke Frau, ließ Lavinia nicht daran zweifeln, daß Herr Jones die Wittwe Jarman nur des Geldes wegen geheirathet und ihre Gutmüthigkeit und ihr Vertrauen für sich auszubeuten verstanden hatte. Die Vorstellung, unter dem Dache eines so egoistischen und gewissenlosen Mannes auch ferner zu leben und von ihm ganz abhängig zu sein, empörte ihr Gefühl und ihren natürlichen Stolz. Wäre sie in Rom verständiger gewesen, so würde ihr in dieser kritischen Lage der zuverlässige

Freund und Beschützer nicht gefehlt haben, und wieder und immer wieder gedachte sie Paolo's und seiner Liebe, und ach! aus tiefstem Grunde ihrer Seele wünschte sie die Vergangenheit zurückrufen zu können. Aber zu späte Sehnsucht und zu spätes Bedauern! Eigenwillig hatte sie die Hand von sich gestoßen, die ihr nur zu gern eine Stütze in Leid und Freud gewesen wäre, hatte sie von sich gestoßen und in einer Weise, die jede Hoffnung ihres Herzens für immer zerstörte. Sie stand vereinsamt und allein in der Welt — nein, nicht allein — hatte sie denn nicht einen Vater?

Und sie beschloß, Herrn Jones um Aufklärung über ihren Vater zu bitten, und sah mit Ungeduld einer passenden Gelegenheit dafür entgegen, die sich indeß nicht so bald finden sollte. Herr Jones fuhr nur selten zu ihr hinaus, schrieb ihr aber häufig und zwar in einem Tone, den er wahrscheinlich für besonders troſtreich und freundlich hielt. Er fragte eingehend nach ihrer Gesundheit und ob er ihr mit irgend etwas dienen könne, und so vergingen vierzehn Tage, ehe er nach Holly Lodge kam. Als er dann endlich erschien, fühlte sich Lavinia gerade zu unwohl und angegriffen, um einen ihr so sehr am Herzen liegenden Gegenstand zur Erörterung zu bringen, weshalb sie es vorzog, die Angelegenheit bis zu einem günstigeren Tage zu verschieben.

Den nächsten Sonntag besuchte Herr Jones sie wieder, und Lavinia begrüßte ihn sofort mit den Worten, daß sie sich freue, ihn zu sehen, weil sie ihn bitten

wolle, ihr Alles mitzutheilen, was er über ihren Vater wisse. Zorngeröthet rief Herr Jones voll Unwillen:

„So hat die Alte doch geklatscht, also doch! Aber es thut nichts, im Gegentheil, es ist um so besser, daß sie das Eis für mich gebrochen hat. Es war ohnehin meine Absicht, Dir Alles zu sagen, aber Du mußt zunächst Deine Ungeduld noch zügeln, denn ich weiß, daß Du untrügliche Beweise fordern wirst, und die sollst Du haben, wenn ich wieder herauskomme.“ Und damit hatte er für jetzt das letzte Wort in dieser Angelegenheit gesprochen.

Endlich kam die lange ersehnte Stunde der Aufklärung und zwar acht Tage nachdem Lavinia ihren Onkel um dieselbe gebeten hatte. Die Mittheilungen des Herrn Jones waren eben so detaillirt, als vollständig wie auch in allen Punkten übereinstimmend, und ließen in der Zweifellosigkeit ihrer Beweise nichts zu wünschen übrig. Wir geben den Bericht in gedrängter Kürze wieder, fügen jedoch einige Andeutungen hinzu, die Herr Jones aus Bescheidenheit unerwähnt ließ.

Herr Mack Jones hatte, wie wir bereits wissen, einen um mehrere Jahre älteren Bruder, der, um sein Glück zu versuchen, nach London gegangen und dort bereits einige Jahre als Weinhändler etablirt war, als der jüngere Bruder in derselben Absicht sich nach der Hauptstadt aufmachte. Aus einigen mit Widerstreben hingeworfenen Aeußerungen unseres Herrn Jones ging hervor, daß der ältere Bruder dem jüngeren bei seinem Debut auf der großen Bühne der Metropolis freund-

lich zur Seite gestanden hatte, ohne daß es lange gewährt, bis das Verhältniß sich umgedreht und der jüngere Bruder eben so schnell emporgestiegen sei, als der ältere, der sich dem Trunke ergab, herunterkam, schließlich bankerott wurde, und darauf, als suche er im Trunke Vergessenheit, mehr und mehr sich diesem Laster in die Arme warf, bis er, wie alle solche Elenden, zu einer Pestbeule der Gesellschaft ward.

Der jüngere Bruder, der gerade zur Zeit des erwähnten Bankerottes die Wittwe Jarman geheirathet hatte, empfand die Anwesenheit des ihm so nahestehenden und tiefgesunkenen Verwandten in London als eine Schmach, die auf ihn zurückfalle und ihn deshalb bei seinen vornehmen Kunden in Mißkredit bringen könne, weshalb er dem Bruder eine kleine jährliche Leibrente, jedoch nur unter der Bedingung aussetzte, daß derselbe sich verpflichte, für immer das elegante West-End zu verlassen, und sein Asyl in einer der entferntesten und unbekanntesten Vorstädte Londons aufschlagen wolle. Der Antrag ward akzeptirt, der Kontrakt abgeschlossen und der ehemalige Weinhändler zog sich nach Whitechapel zurück, wo er ein Mädchen kennen lernte, das sich geneigt erwies, sein Geschick zu theilen, und das er bald darauf heirathete. Nach Jahresfrist wurde ihm eine Tochter geboren, die den hochtrabenden Namen Lavinia empfing. Trotz des Verbotes, das dem nach Whitechapel Verbannten auferlegt war, sich nämlich weder persönlich noch schriftlich mit Herrn Mack Jones in Verbindung zu setzen,

erhielt letzterer doch wiederholt Besuche wie Briefe von dem Bruder, in denen derselbe dringend um eine Zulage bat, weil die Leibrente kaum für eine Person hinreiche und daher ihn und seine Frau dem Hungertode nahe brächte. Herr Mack antwortete konstant, der Bruder hätte das vor seiner Verheirathung bedenken sollen, und widerstand jedem noch so kläglichen Gesuch, bis das Kind geboren wurde. Von da ab bewilligte er eine geringe Zulage, mehr aus Furcht vor noch größerer Familienschande, als aus Mitleid für die Darbenden.

Hierauf wurden sowohl die brieflichen als persönlichen Geldgesuche seltener, ohne jedoch ganz aufzuhören, und bei einem dieser unwillkommenen Besuche war es, daß Frau Jones zufälligerweise Lavinia sah, die ihren Vater begleitet hatte. Sie war entzückt von dem Kinde, das damals etwa drei Jahre alt sein mochte und für ein Wunder an Schönheit, Sanftmuth und Klugheit gelten konnte. Selbst Herr Jones, diese matter-of-fait-Natur, in der der kaufmännische Vortheil jedes andere Interesse überbot, und der sonst nur für sein Geschäft Augen und Ohren hatte, wurde sowohl durch die seltene Anmuth, als durch die aufgeweckten Antworten der Kleinen angezogen, und es darf daher nicht Wunder nehmen, daß die um Vieles herzensempfänglichere Frau Jones, der die Vorsehung das Glück eigener Kinder versagt hatte, den lebhaften Wunsch hegte, die kleine Nichte in ihr Haus zu nehmen und als eigenes Kind zu erziehen. Man darf kaum annehmen, daß

Herr Mack Jones sogleich, oder mit Bereitwilligkeit auf den Wunsch seiner Frau eingegangen wäre, aber es geschah doch schließlich, und nach förmlichem Feilschen wurden die Brüder handelseinig über den Preis des lieben Kindes. Die näheren Bedingungen kennen wir bereits durch die Bekenntnisse der Frau Jones. Nachdem Lavinia's Eltern ohne Widerstreben die Kleine ihren reichen Verwandten abgetreten hatten, wurde sie auf's sorgfältigste von diesen gehegt und gepflegt und schon mit sieben Jahren einer der ersten Pensionen Londons anvertraut, in der sie eine glänzende Erziehung erhielt. Zu derselben Zeit, als Herr Jones Lavinia adoptirte, that er noch einen andern wichtigen Schritt, indem er sein Delikatessengeschäft ganz aufgab, weil sein Vermögen bereits bedeutend genug war, um ihm als reichem Manne Ansehen und Geltung zu verschaffen, die freilich sein Dünkel vertausendfachte, so daß sie außer jedem Verhältniß standen zu seiner wahren Stellung und seinem Kapital.

Nachdem der Name des Herrn Jones schon mehrere Jahre aus dem Wohnungsanzeiger als Delikatessenhändler geschwunden war, erhielt er ein Billet, durch das er gebeten wurde, sich sofort in der Wohnung einer gewissen Mary Holywell einzustellen, die ihm in Betreff des Fräulein Lavinia Jones wichtige Mittheilungen zu machen habe, und die nicht ruhig sterben könne, bis sie ihr Herz durch das betreffende Bekenntniß befreit habe. So ernst auch die Bitte und der Ausdruck derselben klang, so hielt der erfahrene Herr

Jones doch für möglich, daß sie fingirt sei, um ihn in eine Falle zu locken, aus der er sich dann ohne Geldopfer nicht würde befreien können; ja, vielleicht war es eine Kriegslist seines ehrenvollen Herrn Bruders, ihm wieder Geld abzupressen, und deshalb hatte Herr Jones Neigung, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Aber es liegt nun einmal ein gewisser Zauber im Geheimniß, der immer von Neuem lockt und dem nicht leicht zu widerstehen ist, und nachdem Herr Jones mehrere Stunden in weisem Ueberlegen verbracht hatte, begab er sich doch in die Wohnung der soi-disant Mary Holywell.

Sie lag in einem jener Schlupfwinkel des Verbrechens und Elends, die selbst kein Thier des Waldes zu seinem Lager gewählt haben würde, und es war eine jener furchtbaren Höhlen, deren man leider trotz der äußerlichen, von Firniß glänzenden Oberfläche nur zu viele in der stolzen, reichen und prüden Hauptstadt Großbritanniens findet. Herr Jones traf daselbst Mary Holywell, eine Frau, die sich augenscheinlich in dem letzten Stadium der Schwindsucht befand, auf deren todtenbleichem Angesicht noch die Spuren ehemaliger Schönheit erkennbar waren, und die mit heiserer Stimme und beängstigend kurzem Athem allmählich folgende Geschichte hervorbrachte.

Sie habe den älteren Herrn Jones und dessen Frau gut gekannt, da sie mehrere Jahre lang mit ihm in einem Hause in Whitechapel gewohnt, wo sie damals mit einem Weber aus Spitalfield lebte, der ihr

7*

aber nicht angetraut gewesen sei. Ihre Nachbarin Frau Jones und sie seien in einem Monat beide von einem Mädchen entbunden worden, und da sie den Namen Lavinia, den Frau Jones ihrem Kinde gegeben, sehr hübsch gefunden, habe sie ihr Töchterchen ebenso genannt. Lavinia Jones, von Geburt an ein eben so kümmerliches, als kränkliches Kind, sei schon im ersten Lebensjahre gestorben zum Schmerze ihres Vaters, der sich der Sorge hingab, sein Bruder werde ihm die um des Kindes halber gewährte Zulage nun, nach dem Tode des armen kleinen Geschöpfes, wieder entziehen. Er machte ihr deshalb den Vorschlag, ihnen, gegen eine wöchentliche Unterstützung, ihr Kind zu überlassen und das gestorbene Mädchen als das ihrige auszugeben. Sie sei schon damals zu krank gewesen, versicherte die Sterbende entschuldigend, um zu arbeiten, und dabei von jeder andern Hülfe entblößt, weil der Vater des Kindes sie verlassen und nach Kalifornien gegangen war, und so hätte sie, Gott möge es ihr vergeben, den verführerischen Worten des Herrn Jones nachgegeben. So lange ihr kleines Mädchen mit ihr in demselben Hause gelebt, habe sie nicht die Schwere des begangenen Unrechts gefühlt, als aber Herr Mack Jones das Kind in dem Glauben, es sei seine Nichte, adoptirte, da habe sie keine Ruhe mehr gehabt, und sie könne mit dieser Schuld auf dem Herzen nicht vor Gott treten.

Wir haben bis jetzt nicht viel des Guten von Herrn Mack Jones zu berichten gehabt; in diesem Falle aber

bewies er wahre Theilnahme und jede nöthige Hülfe, und schickte dem armen kranken Weibe ärztlichen Beistand, der jedoch der von Gewissensbissen gequälten Seele keine Erleichterung mehr schaffen konnte. Nachdem das arme Geschöpf ihr Gemüth durch ein volles Geständniß befreit hatte, ging sie schon am folgenden Tage zu einem bessern Leben ein.

Herr Mack Jones, umsichtig und praktisch in allen Lebensverhältnissen, forschte in den Kirchenregistern der Pfarrkirche von Whitechapel nach der Bestätigung der ihm von Mary Holywell gemachten Mittheilungen und fand Alles, wie sie ihm gesagt hatte. Sofort ließ er damals beglaubigte Abschriften machen von den dort niedergelegten Bescheinigungen, die er jetzt vor der unglücklichen Zuhörerin ausbreitete. Eine der Kopien enthielt den Todtenschein der Lavinia Jones, die andere den Geburtsschein der Lavinia Holywell. Mit diesen Papieren in seinen Händen war er damals zu seinem Bruder gegangen, hatte ihm die ihn verurtheilenden Scheine vorgehalten und ihm mit einem furchtbaren Schwure geschworen, daß er ohne jedes Erbarmen den Bruder der gerechten Strafe, welche das Gesetz für solche Spitzbüberei verhänge, überweisen werde, falls der Elende je eine Silbe über seine eigene verächtliche That verlauten, oder sich einfallen ließe, von Neuem den Stadttheil oder das Haus seines jüngeren Bruders zu betreten. Nachdem hiermit der geschäftliche Theil dieser Angelegenheit absolvirt war, fing Herr Mack Jones an zu überlegen, wie er persönlich sich

der Sache gegenüber zu verhalten habe, und kam zu dem Entschluß, — theils weil er die kleine Lavinia gern hatte, theils weil er jeden möglichen Skandal fürchtete — daß es das Klügste sei, das Geheimniß in seiner Brust zu bewahren und selbst seiner Frau die Wahrheit zu verschweigen. Und diesem Vorsatz war er bis zu der Stunde, in der er Lavinia selber ihre Lebensgeschichte mittheilte, treu geblieben.

Der Blitz, der vor des erschreckten Wanderes Füßen mit Allgewalt in die Erde schlägt, kann keinen stärkeren Eindruck auf sein Gemüth erzeugen, als die Wahrheit und Authentität der von Herrn Jones vorgelegten Beweise auf die betäubte Lavinia ausübte. Nichtsdestoweniger erfaßte sie die ganze Schwere ihres Schicksals, empfand die Unhaltbarkeit ihrer Lage und hatte keinen Zweifel, daß sie dieselbe aufgeben müsse. Ihr wankte der Boden unter ihren Füßen, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, ja ihre eigene Identität schien ihr verloren. Selbst die Liebe, welche vom Grabe aus einen hellen Lichtstrahl in die Camera obscura ihres Lebens warf, gehörte ihr nicht mehr, denn sie hatte kein Recht und keinen Anspruch auf diese Liebe. Sowohl ihre inneren als ihre äußere Welt war aus den Fugen, und es umgab sie tiefe, hoffnungslose Nacht. Von Verzweiflung überwältigt, verbarg das unglückliche Mädchen ihr Antlitz in ihren Händen und brach in einen Strom leidenschaftlicher Thränen aus.

Herr Jones bemühte sich Lavinia zu trösten, ver-

sicherte, sie habe gar keine Ursache sich derart aufzuregen, es sei reine Thorheit, so bitterlich zu weinen, denn was habe sich in ihrem Leben eigentlich geändert? Im Grunde nichts, bis auf den Namen. Habe er ihre wahre Abkunft nicht all' die langen Jahre her gewußt und ihre Erziehung trotzdem vollenden lassen, als ob sie seine eigene Nichte sei? Habe er sie nicht zu einer vornehmen Dame heranbilden lassen und ihr eine glänzende Stellung in der Welt gegeben, die ihr durchs ganze Leben bewahrt bleiben werde, wenn sie auch ferner sich ihm völlig anvertrauen wolle? Sein Haus sei das ihrige wie zuvor, sein Vermögen stände ihr zur Verfügung wie zuvor rc. rc. Lavinia dankte ihm unter Schluchzen für seine Güte, fügte aber hinzu, daß der Schlag sie zu unvorbereitet, zu plötzlich getroffen, und daß sie vor Allem Zeit haben müsse, um ruhig nachzudenken und ihre Fassung wieder zu gewinnen. „Sicherlich, mein armes Mädchen," stimmte Herr Jones ihr bei, und bewies sich die nächste Woche eben so aufmerksam wie zurückhaltend gegen Lavinia. Er kam täglich, aber meist nur auf wenige Minuten zu ihr hinaus, um sich nach ihrem Ergehen zu erkundigen und um nachzufragen, ob er ihr mit irgend etwas dienen könne. Allmählich kehrte er jedoch wieder zu seiner alten Gewohnheit zurück und verbrachte nur die Sonntage in Holly Lodge.

So vergingen zwei Monate — zwei Monate, die Lavinia in reiflichem Nachdenken und ernstlicher Selbstprüfung verbrachte. Und als Ergebniß dieses ernsten Erwägens stand es unwiderruflich fest in ihr, daß sie

nicht länger unter dem Schutze und unter dem Dache eines Mannes leben, nicht länger das Brod eines Mannes essen dürfe, der ihr in keiner Weise verwandt und der eigentlich nur durch Betrug veranlaßt worden sei, ihr Wohlthäter zu werden. Ganz abgesehen von ihrem angeborenen Selbstgefühl, das sich empörte, von gleichsam unfreiwilliger Gnade zu leben, durfte sie nach ihren Begriffen von Ehre nicht länger eine Stellung einnehmen, die ihr von Rechtswegen nicht zukam und durch die sie, wenn auch nur passiv, mitbetheiligt war an einem Betrug gegen ihre Nebenmenschen. Aber wohin sollte sie sich wenden? Wodurch konnte sie ihren Lebensunterhalt gewinnen? Sie hatte Niemand, den sie um Rath fragen, dessen Leitung sie sich anvertrauen durfte, weil sie nicht den Muth besaß, die Schande ihrer Geburt einzugestehen. Nein, Niemand als Herrn Jones. Aber weshalb sollte sie sich ihm nicht anvertrauen, der Verbindungen nach allen Weltgegenden hin besaß, und der ihr von allen Menschen am besten beizustehen vermochte? Und da es ihm an dem nöthigen Einfluß nicht fehlte, weshalb sollte sie an seinem guten Willen zweifeln? Hatte er sich doch ihr als aufrichtiger Freund erwiesen. Deshalb wollte sie auch nicht länger zögern und ihm vertrauensvoll ihre Absicht mittheilen, eine Stelle als Gouvernante oder Gesellschafterin im Auslande anzunehmen, und ihn um seine Verwendung bitten.

Herrn Jones' Benehmen gegen sie rechtfertigte vollkommen die Anerkennung, die sie ihm zollte, und

sie schalt sich, ungerecht in ihrem Urtheil gegen ihn gewesen zu sein. Aufmerksam, ohne zudringlich, gütig und manchmal sogar väterlich liebkosend gegen sie, gewann sie mehr Zutrauen und Achtung für ihn, als je zuvor. Er versah sie mit Zeitungen, mit Büchern und den köstlichsten Blumen, ließ sie frei schalten und walten und schien sich sogar mit ihrer völlig abgeschlossenen Lebensweise versöhnt zu haben. Jede passende Gelegenheit ergriff er, um sie in liebevoller Weise über ihre Zukunft zu beruhigen und aufzumuntern; außerdem hatte er ihr schon wiederholt angedeutet, Etwas für sie in Aussicht zu haben, was sie sehr überraschen, aber wie er bestimmt hoffe, angenehm überraschen werde. Sie wußte sich dieses Etwas nicht anders als durch einen Heirathsantrag zu deuten, den Herr Jones für sie erhalten hatte, und weil nach ihrer Ansicht ein überaus ungünstiger Zeitpunkt dafür gewählt war, erschien es ihr um so dringlicher, dem Pflegevater ihre Absicht endlich mitzutheilen.

Einen Nachmittag, kurz vor dem Diner, faßte sie sich denn ein Herz und sagte Herrn Jones, daß sie ihn noch einmal in eigener Angelegenheit zu sprechen wünsche. Er blickte sie freundlich an und meinte, „wenn er auch nicht ihr Onkel wäre, so bliebe er deshalb nicht minder ihr Freund — und ein zärtlicherer Freund, als sie vielleicht ahne“ — und bei diesen Worten faßte er ihre Hand.

„Ich weiß, daß Du es gut mit mir meinst,“ entgegnete Lavinia, „und bin Dir auch aufrichtig dankbar

für Dein väterliches Wohlwollen. Aber Du wirst selbst einsehen, daß ich, da Du nun leider nicht mein Onkel bist, auch nicht länger in derselben Weise hier leben und bleiben kann."

„Ja, allerdings macht das einen großen Unterschied," antwortete Herr Jones und fügte dann schnell in einem Tone, der leidenschaftlich klingen sollte, hinzu: „Aber könnte ich Dir nicht mehr werden, als selbst Onkel oder Freund?"

Sie sah ihn fragend an, weil sie in der That nicht verstand, was er meinte.

„Giebt es," hub er von Neuem an, „nicht einen viel heiligeren und theurern Namen, den Du mir verleihen könntest? Einen Namen, der mir vor der ganzen Welt das beglückende Recht verleiht, Dich zu beschützen?"

Lavinia blickte Herrn Jones so beunruhigt und verwirrt an, als ob derselbe in einer fremden Sprache, deren Sinn sie nicht fassen könne, zu ihr geredet hätte.

„Ich bin gesund und kräftig," fuhr der Onkel fort, „und noch viel jüngere Mädchen als Du haben ältere Männer als mich geheirathet und es nicht bereut, sind im Gegentheil sehr glücklich geworden, wie Du es werden sollst. Nun, was sagst Du dazu?"

Unbeweglich, wie zur Bildsäule erstarrt, saß sie ihm gegenüber. Plötzlich aber zog sie ihre Hand aus der seinen, und als er sich wieder derselben bemächtigen wollte, schauderte sie, wie vor der Berührung einer

Schlange, zurück, und nach der andern Seite des Zimmers schreitend, sagte sie:

„Niemals — niemals — lieber sterben!"

Herr Jones ward leichenblaß und trat mit drohender Geberde ihr entgegen, während sein Blick die Rohheit seiner Natur nur zu deutlich verrieth.

„Bringe mich nicht zum Aeußersten," rief er ungestüm, „oder —".

Doch schnell suchte er sich zu mäßigen, und wenige Schritte zurücktretend, brach er in ein heiseres Lachen aus.

„Wahrlich, ich bin ein Thor, Deine Worte ernst zu nehmen. Doch hüte Dich, mich derart zu reizen. Ich will Dich nun einmal zu meinem Weibe haben, und ob Du willst oder nicht, gleichviel, mein Weib sollst Du dennoch werden. Vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit will ich Dir geben, um zu wählen zwischen Verlassenheit, Armuth und Hunger, und jedem Luxus und Genusse des Lebens, einem flotten Ehemann und unzähligen Freunden. Und deshalb zweifle ich nicht, daß Du mir mit Bereitwilligkeit Dein Jawort geben wirst." Mit diesen Worten verließ er sie.

Lavinia eilte auf ihr Zimmer, schob den Riegel vor die Thür und harrte klopfenden Herzens auf das Rollen des Wagens, der Herrn Jones zur Stadt führen sollte. Schneller, als sie gehofft, hörte sie seinen Gig fortfahren. Darauf sank sie auf ihre Kniee nieder und betete lange und inbrünstig. Dann packte sie die wenigen Kleidungsstücke in einen kleinen Nachtsack zu-

sammen, schlich leise aus dem Hause und ging eilenden Schrittes der nächsten Eisenbahnstation entgegen. Eine Stunde später war sie in London, nahm dort einen Wagen und rief dem Kutscher zu, sie nach Camden Town zu fahren. Wie sie gerade auf dieses Stadtviertel gekommen, hätte sie wohl selbst kaum zu sagen gewußt, indeß war ihr unwillkürlich der Name eines entlegenen Theiles von London eingefallen. Uebrigens kannte sie Camden Town gar nicht, wußte auch nicht einmal, ob es eine einzelne Straße oder eine Vorstadt mit vielen Straßen sei.

Der Kutscher fragte, wohin er denn im Camden Town fahren solle; Camden Town sei ja groß.

„Ich werde die Halteleine ziehen," antwortete das verwirrte Mädchen. Endlich wurde sie durch des Kutschers wiederholtes Umwenden nach ihr daran erinnert, daß sie den Ort ihrer Bestimmung erreicht haben müsse. Sofort zog sie die Leine, bezahlte was er forderte, nahm ihre Reisetasche in die Hand und ging die Straße hinunter, ohne recht zu wissen, ob sie wache oder träume. Der Kutscher blickte ihr kopfschüttelnd nach, und fuhr zufrieden in dem Gedanken weiter, daß es ihn nichts kümmere, was sein sonderbarer Fahrgast vorhabe.

Lavinia's Kniee zitterten und sie konnte den Muth nicht finden, an eins der vielen Häuser zu beiden Seiten der Straße zu klopfen, in deren Fenster Zettel mit der Anzeige hingen, daß hier Zimmer zu vermiethen seien. Nirgends fand sich eine Bank für die Ermüdete,

und doch bedurfte sie dringend, wenigstens einen Augenblick des Ausruhens, weil sie sich erschöpft fühlte bis zur Ohnmacht. Aber dennoch wanderte sie weiter und weiter, bis sie vor einer Reihe zweistöckiger, kleiner, sauberer Häuser stand. Ueber das niedere Eisengitter hinweg konnte man in die Wohnzimmer hineinsehen, und sie dachte sich, daß solch' kleine Räume billig sein müßten. So klopfte sie an eins dieser Häuschen und sagte, daß sie ein Zimmer zu miethen wünsche. Die Hausfrau selbst hatte die Thür geöffnet, und nachdem sie Lavinia scharf und mißtrauisch angesehen, antwortete sie, daß sie nie an einzelne Damen vermiethe. Bei einem zweiten Versuch in dieser Häuserreihe erfolgte derselbe Bescheid. Und eine dritte Wirthin, die ihr ein Zimmer zeigte und nicht abgeneigt schien, es an sie zu vermiethen, bedauerte plötzlich, als sie erfuhr, Lavinia's ganzes Gepäck bestehe in ihrer Reisetasche, die Stube Jemand bereits so gut wie zugesagt zu haben, weshalb es jedenfalls besser wäre, sich nach einer andern Wohnung umzusehen. Ein vierter Versuch gelang. Die Wirthin von No. 25 war entweder pekuniär schlechter gestellt, oder weniger mißtrauisch als ihre Nachbarn. Allerdings stellte auch sie die Bedingung, daß die junge Dame keine Besuche empfange und sich bereit erkläre, eine vierzehntägige Miethe im Voraus zu entrichten. Lavinia zog ihre Börse heraus und bezahlte die Summe augenblicklich, jedoch nicht ohne Mühe, da es ihr vor den Augen flimmerte und Alles um sie her wankte und taumelte. Nachdem man so weit über-

eingekommen, führte die Hausfrau Lavinia in ein freundliches, sauberes Gemach, das unserm Neuling in der Welt überaus billig erschien. Mit dem Bemerken, daß Madame nur klingeln möge, wenn sie irgend etwas wünsche, entfernte sich die Wirthin. Lavinia antwortete schnell, sie bedürfe nichts, nichts außer Ruhe. Ohne sich weiter umzuschauen, legte sie sich auf das mit Roßhaargewebe überzogene Sopha.

Achtes Kapitel.

Unser verehrter Leser zürnt uns vielleicht, daß wir Herrn Thornton und dessen Ergehen so lange aus dem Auge gelassen haben. War er wirklich nach Amerika gereist, um Paolo aufzusuchen, wie man nach dem im Paßbüreau eingetragenen letzten Visa seines Passes schließen mußte? Und falls es geschehen, weshalb sollten er sowohl als der Beamte des Konsulats und die Rechtsanwälte in London ein Geheimniß aus seinem Aufenthaltsort machen? Wir werden diese Fragen ausführlich und hoffentlich zur Zufriedenheit unserer Leser beantworten, und hätten das gewiß schon früher gethan, wenn es möglich wäre, gleichzeitig die Geschichte und das Schicksal verschiedener Personen mitzutheilen.

Nachdem Mortimer von der Rue de Rohan nach der Rue Neuve des Augustins gezogen war, erhielt er noch immer Briefe, die sich auf seine Anzeigen in Betreff Paolo's bezogen, und obschon die meisten kaum

Beachtung verdienten, reichte er sie dennoch alle der Polizei ein, um nichts unversucht zu lassen. Ein Schreiben jedoch, aus Havre datirt, erregte sowohl durch den theilnehmenden Ton, in dem es abgefaßt, als durch den Ort, von dem es kam, sein volles Interesse. Der Absender desselben, der sich als „Agent einer Gesellschaft für Auswanderer nach Amerika" zeichnete und sich einen Philanthropen nannte, gestand, wie die unermüdliche Ausdauer des nach einem Freunde forschenden Herrn seine Sympathie erweckt habe, und wie er in Folge dessen mit aller Konsequenz in seinem eigenen Büreau zu Werke gegangen sei, um zu erfahren, ob irgend Jemand, dessen Beschreibung der des Vermißten entspräche, sich vielleicht als Passagier für eins der Dampfschiffe seiner Gesellschaft gemeldet habe. Als Resultat seines Bemühens theilte er mit, daß ein junger Mann, dessen Aeußeres vollkommen mit der Beschreibung des Signor Paolo Mancini übereinstimme, am sechsundzwanzigsten März im Büreau ein Billet zweiter Klasse in der Atalante nach New-York genommen habe. Der Name dieses Passagiers sei als Paolo Manni, nicht Mancini notirt; indeß könne eine so geringe Abweichung nur zu leicht durch den die Namen eintragenden Kommis entstanden sein. Unglücklicherweise, fügte Thornton's gefälliger Korrespondent hinzu, habe er nicht selbst den Italiener gesehen, sollte der Adressat es jedoch der Mühe werth halten, diesen Angaben nach die Sache weiter zu verfolgen und nach Havre zu kommen, so würde der erwähnte

Kommis sehr gern das Aeußere, wie die Kleidung des Herrn Paolo Manni schildern, und die Unterhaltung mit demselben, deren er sich noch lebhaft erinnere, bereitwilligst referiren. Außer der Unterschrift des Agenten war noch die Straße und die Hausnummer des Büreaus angegeben, und ein Postskript enthielt noch die Bemerkung, daß der Dampfer „Nonchalant" in zwei Tagen nach New-York abgehe.

Mortimer hielt die empfangenen Angaben für zu wichtig, um auch nur einen Augenblick zögern zu dürfen, weshalb er sofort auf die Polizei fuhr und seinen Paß für die Vereinigten Staaten visiren ließ, um, falls nöthig, ohne Aufschub sich einschiffen zu können. Darauf reiste er unverweilt nach Havre ab, wo er leider nur zu bald erfahren sollte, daß er das Opfer einer herzlosen Mystifikation sei. Unterschrift, Straße, Hausnummer, Alles und Jedes erwies sich als fingirt. Gänzlich niedergeschlagen und hoffnungsloser als je kehrte Thornton nach Paris zurück, und begann nun fast täglich nach der Morgue zu gehen. Der Ort selbst, wie seine traurige Bedeutung und das entsetzliche Schauspiel, das sich dort dem Besucher nur zu oft aufdrängte, übten auf die überreizten Nerven des unglücklichen Engländers eine unheilvolle Anziehungskraft. Der Gedanke, daß Paolo in der Seine den Tod gesucht und gefunden, der Mortimer seit des Freundes Verschwinden immer wieder beschäftigt hatte, wurde bei ihm förmlich zur Manie, und unaufhörlich verfolgte ihn das Bild seines schönen, jugendlichen Ge-

fährten, als Leiche hingestreckt auf den Steinplatten dieser tristesten aller Anstalten. Als Thornton sich abermals eines Morgens in der Morgue befand, wurde ein Leichnam, den man eben aus dem Flusse gezogen, hineingebracht. Derselbe konnte erst wenige Stunden im Wasser gelegen haben und schien durchaus nicht entstellt. Es war die Leiche eines kaum zwanzigjährigen Mädchens mittlerer Größe, von schlankem Wuchs und großer Schönheit. Eine Fülle reichen, kastanienbraunen Haares umrahmte das bleiche Antlitz und floß sanft vom Nacken hernieder, wodurch die Zartheit ihres schneeigen Teints um so mehr hervorgehoben wurde. Weiße Gewänder umhüllten die feinen Glieder. Eine große Menschenmenge hatte sich um das entseelte Mädchen versammelt, das allgemeines Mitleid erregte, und durch Wort und Geberde verrieth sich die Frage, welche Ursache wohl dieses schöne Geschöpf seinen so vorzeitigen Tod habe suchen lassen? Unglückliche Liebe, natürlich, eine unglückliche Liebe! schallte es bald von allen Seiten.

Lange und gedankenvoll schaute Mortimer auf die feierliche Ruhe des verklärten Angesichts, und ach! als er so hinblickte, da veränderte sich allmählich dieses Angesicht, — wie es wohl manchmal in unseren Träumen geschieht — bis die fremden Züge eine ihm nur zu bekannte Form annahmen, deren Umrisse seit langen neun Jahren in seinem Kopfe und Herzen wie mit glühenden Kohlen eingegraben waren. Es schwanden so Raum als Zeit aus seinem Gedächtniß, und es war

ihm, als habe seine Braut, die er als Leiche auf jenen kalten Steinplatten jetzt vor sich zu sehen wähnte, noch gestern erst an seinem Arm gehangen, ein glückliches, hoffnungsreiches Mädchen. Und er hatte den frevelhaften Muth gehabt — o, gräßlicher Wahnsinn! — sie von sich zu stoßen und der Verzweiflung preiszugeben. Ja, daß sie hier lag, sein Werk war es! Und nun stand er, ein erklärter Mörder, vor seinem Opfer! Von solch unglücklicher Täuschung befangen, eilte Mortimer hinaus und stürzte sich in die Seine.

In großen Städten kann in dem Gewühl der überfüllten Straßen ein Mensch vor Erschöpfung niederfallen und auf dem harten Pflaster seinen letzten Athemzug aushauchen, ohne daß es viel beachtet wird. Versucht aber Jemand den Fluß zu seinem Todtenbette zu wählen, so werden fraglos dieselben Personen, die im erstgenannten Falle mit Achselzucken an dem bis in den Tod Ermatteten vorübergegangen wären, in diesem Falle hindernd einschreiten. Der Grund für diese Verschiedenheit des Verhaltens ist leicht erklärlich. Alle Großstädter sind mehr oder minder blasirt und fürchten außerdem getäuscht zu werden, wie das nur zu oft geschieht. Niemand weiß, ob der auf der Straße Umsinkende nicht ein Betrüger ist, der durch sein Manöver unverdientes Mitleid erregen und noch minder verdiente Almosen erzwingen will. Anders der Mensch, der sich in den fließenden Strom stürzt, ihm ist es Ernst mit seiner That, und sobald die Möglichkeit des Betruges ausgeschlossen, tritt die Humanität

in ihre Rechte und handelt nach bestem Wissen und Gewissen. Kaum war Thornton in die trübe Fluth gesprungen, als die unfreiwilligen Zuschauer an beiden Seiten des Ufers ihre Stimmen in lautem Aufschrei hören ließen und mehrere Boote und verschiedene Schwimmer ihn zu retten eilten. Ein großer Kahn mit Bauholz beladen kam gerade den Fluß herauf; der Schiffer bemühte sich seitwärts zu steuern, wodurch Thornton, den das Wasser schnell stromabwärts trug, glücklich eine Weile aufgehalten wurde, dann aber ward er gegen den Kahn getrieben und sank unter denselben. Ein Schrei des Entsetzens schallte von den Ufern durch die Luft; pfeilschnell flog ein Boot nach der Stelle hin, wo Thornton verschwunden war, einer der Schiffer sprang in den Fluß und tauchte unter. Es folgte ein Augenblick stiller, bebender Pein, dann begrüßte man laut preisend den wackern Schwimmer, der — dem Himmel sei Dank — nicht allein auftauchte aus der Tiefe. Wahre Freude und aufrichtige Bewunderung tönte aus Aller Munde. Wenige Ruderschläge brachten die Schiffer im Boote nahe genug, um den Retter wie den Geretteten sicher aufzunehmen, und nach einigen Minuten trug man den bewußtlosen Engländer, gefolgt von der erregten Menge, nach der nächsten Wache.

Ein Polizeibeamter hatte sich bereits hier eingefunden, und derselbe stellte, sobald Mortimer zu sich gekommen, ein Verhör mit ihm an. Mortimer's Antworten waren anfangs gefaßt und zutreffend. Er sagte

wer er sei, wo er wohne, und warnte den Beamten, die Freiheit eines englischen Unterthanen anzutasten. Als ihm aber die Frage vorgelegt wurde, weshalb er zum Selbstmorde geschritten sei, fing er an irre zu reden, sich einen Mörder zu nennen und erklärte ernst, daß er selber wohlweislich das Todesurtheil über sich verhängt habe. Darauf verwies er den Beamten auf die Morgue, wo man sein Opfer finden werde. Obgleich der Polizist nicht mehr zweifeln konnte, einen Geisteskranken vor sich zu haben, so schickte er dennoch einen seiner Leute nach der Morgue, und der Bericht des Rückkehrenden überzeugte den Beamten völlig von der Grundlosigkeit der Selbstanklage. Man fuhr daher den Kranken in seine Wohnung, wo er, um neues Unheil zu verhüten, von zwei Polizeibeamten in Civil streng bewacht wurde. Unterdeß benachrichtigte man die englische Gesandtschaft offiziell von dem Geschehenen, worauf sofort ein Herr vom englischen Konsulat, derselbe, an den sich Paolo und Prudence um Auskunft über Thornton gewendet hatten, nach der Rue Neuve des Augustins gesandt wurde.

Mortimer beantwortete auch jede Frage dieses Herrn durchaus vernünftig, sagte, daß er, so viel er wisse, keine nahen Verwandten habe, und gab ohne Widerstreben die gewünschte Adresse seines Sachwalters in London. Als aber im Laufe der Verhandlung seiner übereilten That Erwähnung geschah, klagte er sich wiederum als Mörder an und sprach in derselben irren Weise wie zuvor. Weil Thornton keine ihm

nahestehenden Freunde in Paris zu haben schien, hielt man es für das Gerathenste, nach London an die Herren Henstrid und Comp. zu telegraphiren und sie von dem Zustand ihres Klienten in Kenntniß zu setzen.

Unverweilt schickten besagte Herren einen Bevollmächtigten nach Paris mit dem Auftrag, den Zustand ihres unglücklichen Klienten sowohl von dem Arzt der englischen Gesandtschaft, als von dem berühmten französischen Irrenarzte Doktor Ternel untersuchen zu lassen. Beide Mediziner stimmten darin überein, daß Herr Thornton, in einer fixen Idee befangen, nicht ohne Aufsicht gelassen werden dürfe. Hierauf hielt man eine Art Familienrath, — wenn wir uns so ausdrücken dürfen — dem außer dem Polizeibeamten der Konsulatssekretär, der Bevollmächtigte der Herren Henstrid und Comp. und die beiden Aerzte beiwohnten. Man kam zu dem Beschluß, den Kranken in einer Maison de Santé, die unter der speziellen Aufsicht des Doktor Ternel stand, der Behandlung dieses gefeierten Arztes zu übergeben. Dem außerordentlichen Takt und der liebenswürdigen Ueberredungskunst des Doktor Ternel gelang es, Thornton ohne besondere Schwierigkeit oder großen Widerwillen zur Einwilligung in den gefaßten Plan zu bestimmen.

Und gerade der Charakter seiner Krankheit — eines Leidens, das von Befreundeten wie von Verwandten gern so lange als möglich verheimlicht wird — hatte eben so wohl die Herren Henstrid und Comp. als den

Konsulatssekretär veranlaßt, damals Paolo jene ausweichenden und doppelsinnigen Antworten zu ertheilen.

Es bedarf kaum mehr der Erwähnung, daß mit Thornton's Erkranken alle Nachforschungen in Bezug Paolo's ihr Ende erreicht hatten. Als ein merkwürdiges Symptom seiner Geistesstörung zeigte sich bange Furcht, ja fast Entsetzen bei der leisesten Erinnerung an Paolo, während dessen Wohl und Wehe ihn seit Monaten ausschließlich beschäftigt hatte. Er schrieb oft Briefe, in denen er um Schutz bat gegen die Verfolgung, der er ausgesetzt sei, und ließ sich von Doktor Ternel das Versprechen geben, daß er Paolo jedenfalls den Zutritt zu ihm verweigern werde.

Madame Françoise, die tiefes Mitgefühl mit ihrem Miether hatte, besuchte ihn oft und lange in der Maison de Santé, und bemühte sich mit angeborener Frauengüte ihn zu unterhalten und zu erheitern. Als aber nach Verlauf eines Monats keine merkliche Besserung in seinem Zustande eingetreten war und Doktor Ternel auf ihre Frage, ob auf eine schnelle Herstellung zu hoffen sei, bedenklich mit den Achseln zuckte, glaubte die gute Seele nicht länger zögern zu dürfen und reiste nach Evreux, um ihr längst gegebenes Versprechen zu erfüllen, nämlich die Tochter in dem ihr bevorstehenden Wochenbette zu pflegen.

Doktor Ternel hielt Thornton's Uebel nicht für hoffnungslos, dennoch machte ihm der neue Patient viele Sorge, weil ihm bis jetzt der unerläßliche Aufschluß über den früheren Seelenzustand des Kranken

fehlte, der ihm zur Behandlung und Heilung der fixen Idee absolut nothwendig schien. Das Detail, das Madame Françoise über Thornton aus der Zeit vor dem Ausbruch seiner Gestörtheit zu geben vermochte, gestattete Doktor Ternel allerdings einen Einblick in das Wesen des Engländers, die Mittheilungen waren aber doch zu wenig zusammenhängend und standen mit der eigentlichen Ursache seines Irrsinns in keiner so direkten Verbindung, daß sie dem Arzt einen festen Ausgangspunkt zur Aufstellung einer Diagnose hätten gewähren können. Doktor Ternel bedurfte materieller Beweise, um den krankhaften Ideen des Irren entgegen zu arbeiten, und so lange ihm diese fehlten, — und er hatte leider wenig Aussicht dergleichen zu erfahren — konnte er kein günstiges Resultat von seiner Behandlung erwarten. Der unglückliche Engländer schien ganz allein und einsam in der Welt dazustehen, denn außer der in jedem Monat pünktlichen Zahlung für die Anstalt fragte und kümmerte sich Niemand um ihn. Armer, vergessener und verlassener Thornton!

Neuntes Kapitel.

Befand sich Paolo wirklich in dem heitern, unruhigen und lärmenden Paris, oder war er plötzlich aus den Wolken herabgefallen in irgend ein Kloster auf dem Gipfel des Berges Libanon? Das fragte sich Mancini oft während der ersten Tage seines neuen Berufes. Das Haus, das Herr Boniface bewohnte, war das ruhigste von einer kleinen Anzahl ruhiger Häuser und lag hinter einem großen Vorplatz, zwischen einem Hofe und einem Garten, in der stillen Rue Cassette, und den stillsten Raum dieses stillen Gebäudes hatte man Paolo als Arbeitszimmer angewiesen. Nur die Zelle eines Einsiedlers könnte in Betreff lautloser Abgeschiedenheit einen Vergleich aushalten mit Paolo's kleinem Studirzimmerchen. Bis in diese Einsamkeit drang auch nicht das leiseste Echo der draußen hastenden Welt, und auch innen ließ sich nichts als das leise Hingleiten der Feder auf dem Papier vernehmen. Die

Dienstmädchen, die aus den gegenüberliegenden Fenstern zuweilen Teppiche ausschüttelten, thaten es so geräuschlos als möglich, und selbst die Sperlinge, die sich den einsamen Baum in der Mitte des Hofes erkoren hatten als Aufenthalt, schienen die Sabbathstille zu respektiren und zirpten sotto voce.

Paolo war nie zuvor mit einem nur den Wissenschaften lebenden Fachmanne in Berührung gekommen, und es erschloß sich ihm zum ersten Mal das unablässig rastlose Streben nach Erkenntniß, das unzertrennlich ist von dem Leben des Gelehrten, und Herr Boniface, dem tiefes Studium und ernstes Nachdenken eben so naturgemäß und nothwendig war wie etwa das Athmen, flößte Paolo das größte Interesse und volle Achtung für sich ein. In dieser Welt der Gedanken und Berechnungen, die für den Gelehrten die wahre Welt bildete, wie in einen Panzer eingeschlossen, vergaß er gänzlich das äußere Leben und dessen unabweisbare Bedürfnisse, und würde vor Erschöpfung neben seine Bücher und Tafeln niedergesunken sein, ohne die Ursache davon zu ahnen, wenn seine Schwester nicht liebevoll wie eine Mutter für ein kleines Kind für den in Arbeit vertieften Bruder gesorgt und ihn zu den Mahlzeiten aus seinem Studirzimmer geholt hätte. Ein Fisch auf trockener Erde könnte nicht hülfloser sein als er, wenn er aus den hohen Regionen, in die sein Geist sich hinaufschwang, zu dem Detail des täglichen Lebens herabsteigen sollte, — wie z. B. wenn es galt, sich zu einem neuen Kleidungsstücke das

Maß nehmen zu lassen — wobei er dann gern etwas zur Sache Gehöriges gesagt hätte, ohne daß es ihm gelingen wollte. Galt es aber sein Lieblingsthema, und jede wissenschaftliche Frage war ein solches, oder bat man ihn um die Erklärung einer seiner eigenen Forschungen, dann strahlte sein Antlitz von Geist und Feuer, und er erläuterte die scharfsinnigsten Theorien mit fließender Beredsamkeit.

Nachmittags empfing Herr Boniface oft Besuche seiner Freunde, und da sein Studirzimmer an das seines Amanuensis stieß und die Unterhaltung wegen der Schwerhörigkeit des Astronomen sehr laut geführt werden mußte, hatte Paolo auch seinen Theil daran. Meisthin waren es lauter Professoren, die sich bei ihm einfanden, Naturforscher, Archäologen, Orientalisten und Mathematiker, und jeder von ihnen hatte sein besonderes Steckenpferd. Herr Pertuis, von der Place Royal, der Paolo Herrn Boniface empfohlen, war einer der häufigsten Gäste der Rue Cassette. Nicht selten legte Paolo bei dessen Erscheinen die Feder aus der Hand, um dem Gespräche besser zu lauschen, aus dem ihm stets der größte Genuß erwuchs. Wir wollen damit nicht behaupten, daß er den tiefen Sinn jener lebhaft geführten Gespräche ganz zu würdigen befähigt gewesen wäre, denn es fehlte ihm dazu an der gründlich wissenschaftlichen Bildung; aber ihn entzückte der hohe Standpunkt ihres Berufes, die völlige Hingabe, die sie für denselben an den Tag legten, ihr unermüdliches Streben, die Wissenschaft zu fördern, sowie

die Tiefe ihrer Ueberzeugungen und der Enthusiasmus, den sie für ihr spezielles Fach hegten, bei unermüdlicher Geduld und kindlicher Einfalt ihrer Seele. Paolo fühlte instinktiv, daß solches Streben das Salz des Lebens sei und daß der Keim zu allen großen Entdeckungen aus dem emsigen Studium dieser Männer und ihrer Genossen hervorgehe, die der Menschheit zur Ehre wie zur Wohlfahrt gereichen. So gewann Paolo in der niederen Stellung eines Kopisten eine ungeahnte Anschauung der Gelehrtenwelt, die ihm, wenn auch nur aus der Vogelperspektive, offenbart wurde.

Auch in rein persönlicher Beziehung hatte Mancini allen Grund mit seinem augenblicklichen Loose zufrieden zu sein. Abgesehen von der Schwierigkeit, sich einem halb blinden, schwerhörigen und zerstreuten Manne verständlich zu machen, — eine Schwierigkeit, die übrigens durch die Gewöhnung mit jedem Tage geringer wurde — war seine Stellung leicht genug; und die Achtung, die ihm von seinem Prinzipal und dessen Schwester zu Theil wurde, that ihm besonders wohl. Niemals ersuchte Herr Boniface Paolo um eine neue Abschrift oder zweifache Korrektur gewisser Arbeiten, bei denen ihm nach längerem reiflichen Nachdenken eine solche nöthig schien, ohne wegen seiner ermüdenden Peinlichkeit um Entschuldigung zu bitten und sich Vorwürfe darüber zu machen, daß er Herrn Mancini's große Bereitwilligkeit zu sehr in Anspruch nehme; und Mademoiselle Marie sprach ihm an jedem Abend in

ihres Bruders und ihrem eigenen Namen ihren freundlichen Dank aus für die Mühe, die er gehabt. Auch Herr Pertuis bezeigte sich durchaus zuvorkommend gegen ihn und versäumte selten bei seinen Besuchen in Paolo's Zimmer zu treten, und ihm die Hand zum Gruße darzubieten. Dankesworte, freundliches Lächeln und Händedruck höre ich sagen, seien noch keine Beweise von Achtung; und ich gebe das zu, aber solches Benehmen thut dem vom Unglück Geprüften wohl und erleichtert und versüßt das drückende Gefühl der Abhängigkeit. Außerdem waren diese äußeren Zeichen des Wohlwollens nicht die einzige Genugthuung, die dem pro tempore Sekretär zu Theil wurde, denn als wiederum vierzehn Tage vorübergegangen, wurde sein Gehalt von sechzig auf siebzig Franken erhöht; ein bedeutender Zuwachs der Einnahme für unsern Freund, dessen ganzes Streben darauf hinausging, so schnell als möglich die nöthigen Mittel für seine Rückreise nach Rom ersparen zu können.

Jedoch trotz dieser Zulage und trotz der größten Oekonomie hatte Paolo am Ende des Monats weniger erübrigt, als er gehofft. Mancherlei unvorhergesehene Ausgaben, wie unter anderen für das Wichsen seiner Stiefeln und für das Reinigen seines Zimmers, waren hinzugekommen; ferner mußte er sich hin und wieder eine Wachskerze kaufen, und obenein hatte er das wöchentlich sich wiederholende Waschgeld vergessen, das für ihn sehr beträchtlich in's Gewicht fiel. Und schließlich stellte es sich bei aller Sparsamkeit doch als un-

möglich heraus, mit zwei Garnituren Wäsche und einem einzigen Paar abgetragener Stiefel auszukommen. Ein Paar Stiefel hatten ihm aber sieben Franken und drei Hemden, das Stück zu dem sehr mäßigen Preise von drei und einem halben Franken, so viel Geld gekostet, daß seine Börse wenig Vorrath aufzuweisen vermochte. Wenn man nun wenigstens ohne Speise zu leben vermöchte! Aber das geht leider nicht, täglich bedarf man der Nahrung und sogar mehr als einer Mahlzeit. Paolo hatte diese unerläßliche Ausgabe allerdings bis auf das allernothwendigste eingeschränkt. Ein warmes Weißbrod, das, wie man sich erinnern wird, auch des armen Salvator Frühstück gebildet hatte, freilich mit gerösteten Kastanien dazu, die aber in Paris zu dieser Jahreszeit nicht feilgeboten wurden, ein warmes Weißbrod also, das er des Morgens auf seinem Wege nach der Rue Cassette verspeiste, zwei andere Weißbrode, die er um zwölf Uhr entweder am Kai vor einem Bücherstand genoß, der ihm zugleich unentgeltlich erwünschte Lektüre bot, oder im Auf- und Abgehen vor der prächtigen Fronte des Louvre verzehrte, und um sechs ein halb Uhr ein so luxuriöses Mittagbrod, wie wir es schon einmal beschrieben, bildeten seine ganze Nahrung, die ihn täglich achtzehn Sous kostete. Die Speisen des sogenannten Diners mögen wohl nicht immer die besten gewesen sein, die Würze des Hungers ersetzte aber, was ihnen irgend fehlte.

Paolo hatte eine besondere Vorliebe für den alten

und verhältnißmäßig ruhigen Stadttheil gewonnen, in den der Zufall ihn geführt, und überschritt selten dieses Revier, dessen Rubikon die Seine bildete. Es machte ihm Freude, des Abends auf den wenig besuchten Kais einher zu wandeln und von einer der vielen Brücken dem Untergang der Sonne zuzuschauen, bis dieselbe hinter die Höhen von Chaillot versank, dann die imposanten Umrisse der Notre-Dame im Mondlicht zu bewundern und den Wiederschein der vielen Lampen im dunkeln, fließenden Wasser zu verfolgen. Nicht selten begleitete ihn auf diesen Spaziergängen sein Stubennachbar, der ihm den ersten Abend in der neuen Wohnung das freundliche „Bonne nuit, voisin!" zugerufen hatte. Es war ein junger Student aus Evreux, der angeblich in Paris die Rechte studirte und unter diesem bequemen Deckmantel ein heiteres Leben führte und sich die Hörner ablief, wie man zu sagen pflegt.

In dem ganzen bunt zusammengewürfelten Quartier Latin hätte man nicht leicht einen gutmüthigeren und originelleren Menschen als Theophile Courant finden können, dessen Unbesonnenheit und sanguinische Erregtheit unter seinen Bekannten fast sprichwörtlich geworden war. So lange das Geld, das ihm vierteljährig zugeschickt wurde, reichte, — nur in einzelnen günstigen Fällen kam er vierzehn Tage lang damit aus — führte er ein flottes Leben und versagte sich keinen Genuß, die übrige Zeit brachte er sich durch, wie es eben ging, indem er meist von gerösteten Kartoffeln lebte und Schulden machte, wo man ihm borgte. In-

deß selbst solch' veränderte Diät und Lebensweise that seinem Humor keinen Abbruch; eben so heiter und sorgenlos wie er die sieben fetten Jahre verbracht, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, flossen ihm auch die sieben mageren Jahre dahin.

Natürlich konnte eine Natur wie Theophile Courant das zurückgezogene, fast ascetische Leben des jungen Italieners durchaus nicht billigen und versuchte vor Allem ihn zum Besuche der Marché aux fleurs zu bewegen, die neben ihnen lag und von reizenden Grisetten frequentirt wurde, bei denen er, wie er sich gern rühmte, viel Glück hatte. Paolo beneidete ihm dieses Glück aber durchaus nicht. Liebe, behauptete er, sei ein viel zu köstliches Gut, als daß man es wie ephemere Vergnügungen betrachten dürfe. Theophile dagegen scherzte und lachte ohne Ende über diese philiströse Auffassung. Uebrigens war Courant trotz all' seines Leichtsinnes eben so gescheidt, als voller Witz, interessirte sich für Alles und Jedes, so daß er auch ohne seine paradoxen Ideen genug der Anregung für Paolo gab, der freilich außer in der Politik in keinem Punkte mit dem jugendlichen Brausekopf übereinstimmte. Wenn unser übermüthiger Franzose auch damit prahlte, ein Epikuräer und Skeptiker zu sein, so fehlte es ihm doch nicht an fester politischer Ueberzeugung, in der er eben so radikal war, wie sein neuer Freund.

Wie gewöhnlich während seiner temporären Eklipsen, wie er die Zeiten der Ebbe zu benennen liebte, war Courant auch jetzt in poetisch literarischer Stimmung,

hatte gleichzeitig ein Gedicht, eine Komödie und einen Roman unter den Händen, und würzte seine gebratenen Kartoffeln mit den Aussichten auf ein Kreuz der Ehrenlegion und einen Sitz in der Akademie. Er sprach gern und ausführlich über seine Entwürfe und Arbeiten und besonders gern über seinen Prédestiné, einen Roman der Leidenschaft. Nach seiner Ansicht war die Leidenschaft das einzige Feld, auf dem Balzac dem Talente noch eine Nachlese gestattete. Alles sonst, was vor das Forum der Dichtung gehöre, gleichviel ob öffentliches oder privates Leben, so Tugend wie Philosophie, hatte dieser große Anatomiker des menschlichen Herzens erschöpft. Balzac galt Courant als Prophet und seine Physiologie der Ehe war ihm das Buch der Bücher.

Doch zurück zu des Studenten Lieblingsthema. Sein Prédestiné war ein pariser Poet, jung, schön, reich und dabei sehr begabt und dennoch unsäglich unglücklich, weil er vergeblich nach einer Schwesterseele suchte, die seine Träume verklärte, und durch die allein sein Dasein erst seine Vollendung finden konnte. Vergeblich hatte sein Held in stürmendem, unbefriedigtem Sehnen, einem gequälten, rastlosen Ixion gleich, seine Jugend verlebt, ohne seiner bessern zweiten Hälfte zu begegnen; vergeblich hatte er sie in allen aristokratischen Salons Europas gesucht, wie in den Fabriken und strohgedeckten Hütten, und auf den Pampas Amerikas und in den Orgien des Salon doré war ihm das Glück nicht günstiger gewesen. Schwermuthvoll und

sich selbst nicht genügend, schritt sein Prédestiné einsam durch's Leben. Da plötzlich, als er eines Tages aus der Tiefe eines Waldes tritt, zieht ihn das fröhliche Glockengeläute einer kleinen Dorfkapelle wunderbar an. Er eilt auf dieselbe zu, und als er eintritt, wird eben eine Trauung vollzogen. Der Schreiber des Dorfschulzen, ein Mensch von gemeiner Physiognomie, wird mit der Tochter seines Prinzipals, einer schlanken, bleichen und durchaus nicht schönen Blondine getraut. Theophile's Prédestiné hatte — und ich bitte das zu beachten — sein ganzes Leben hindurch eine gewisse Abneigung gegen Blondinen gehegt und hegte sie noch; aber wunderbarerweise fesselte ihn diese Blondine je länger er sie betrachtete mehr und mehr. Zweifellos lag etwas Verhängnißvolles in dem Zauber, den sie auf ihn ausübte, denn seine ganze Seele strebte dem Mädchen wie ihrem Mittelpunkte entgegen. Kurz, als der Priester den Segen spricht über das junge Paar, ist er sich bereits der plötzlichen, unumstößlichen Offenbarung bewußt, daß die Braut des Schreibers seine, und zwar ihm vom Himmel selbst bestimmte bessere Hälfte sei.

„Wodurch aber wurde ihm das offenbar, dem Thoren?" unterbrach ihn Paolo. Unerschüttert fuhr Courant fort:

„Wie ein Wolf, der seine Beute nicht aus dem Auge läßt, folgt er den Hochzeitsgästen nach der kleinen Dorfschenke, wo das bescheidene Familiendiner gefeiert werden sollte. Auf dem Wege dorthin jagen wider-

streitende Gedanken durch sein Hirn, wie Wolken vom Winde getrieben durch die Himmel jagen. Unwiderruflich steht es endlich in ihm fest, er will sich nicht rauben lassen, was ihm gehört, sich nicht rauben lassen sein eigenstes Eigenthum — seine Rechte, von Gott selbst verzeichnet, sind älter, sind heiliger als der Bund mit dieser nichtigen Krämerseele. Sie muß die Seine werden, und dieses Muß verhilft ihm zu folgendem Plane. Er läßt sich ein kleines Stübchen neben dem Speisesaal der Hochzeitsgäste geben, verschafft sich ein Narkotikum und füllt in jedes der zehn hingestellten Champagnergläser etwas von demselben ein. Mit höchster Spannung wartet er in seinem Versteck auf die Wirkung seines Mittels. Das Diner scheint ihm kein Ende zu nehmen in seinem prosaischen Verlauf. Endlich, ja endlich hört er das Knallen der Champagnerkorke, es werden Toaste ausgebracht unter Scherz und Lachen, bald aber wird es still und immer stiller, einer der Gäste nach dem andern nickt mit dem Kopfe, bis die ganze Gesellschaft von tiefem Schlaf umfangen ist. Diesen Moment ergreift sein Prédestiné, stürzt sich auf seine Beute, hebt sie von ihrem Stuhl empor und trägt auf seinen Armen die köstliche Bürde wonnetrunken nach seinem Zufluchtsort."

„Ein verteufelter Streich, der zehntausendfach die Galeere verdient!" rief Paolo.

„Ja wohl," sagte Theophile; „aber mein Motto ist: „Ziele scharf, wenn du treffen willst." Vor Allem sehe ich, daß mein Entwurf Sie fesselt, und dabei bin

ich mit meiner Geschichte noch lange nicht zu Ende, es kommt noch viel interessanter und effektvoller. Hören Sie nur. Nach einiger Zeit erwacht der Ehemann, vermißt seine jugendliche Gemahlin neben sich und sucht sie mit taumelnden Schritten; er geräth an eine Thür, öffnet sie und tritt in das Nebengemach, das mein Prédestiné für sich in Beschlag genommen, leider aber vergessen hatte zuzuschließen. Der Anblick seines Nebenbuhlers erfüllt meinen Prédestiné mit der Wuth eines Tigers, den man in seiner Höhle überrascht, und wie Tigertatzen packt die Hand meines Helden die Gurgel des Eindringlings. Es entsteht ein heißer Kampf von etwa zehn Sekunden, dem ein leises Stöhnen folgt, ein Todesröcheln — und auf dem Boden dahingestreckt liegt, als Leiche, der junge, eben angetraute Ehemann. — Nun, was sagen Sie dazu, wie? Ich hoffe, für ein erstes Kapitel ist es lebhaft und leidenschaftlich genug, nicht wahr?" lachte Courant.

„Leidenschaftlich? O nein, unnatürlich nenne ich das, absurd, scheußlich und unsinnig, und begreife nicht, wozu Sie diese Reihenfolge unglaublicher Greuelthaten dem Leser vorführen wollen. Cui bono?"

„Er fragt noch cui bono?" entgegnete staunend Courant. „Weshalb ich das thue? Nun, um den Leser von Anfang an fortzureißen, seine Aufmerksamkeit gewaltsam zu fesseln und zwanzigtausend Exemplare bei der ersten Auflage zu verkaufen, mit einem Worte, um Succeß zu machen."

„Den werden Sie aber nie erlangen, wenn Sie dem

Publikum solch' moralische Qualen auferlegen," antwortete Paolo in seiner Unschuld; „es giebt, Gott sei es gedankt, reinere Quellen und reinere Motive, das Interesse zu fesseln, als Verrath und Mord und dergleichen edle Thaten mehr. Jetzt sollen Sie mir einmal zuhören!" Und darauf erzählte Paolo seinem Freunde in aller Kürze die Fabel der Promessi Sposi, diesen berühmten Roman Manzoni's, für den alle wahren Italiener enthusiastisch eingenommen sind und der Paolo völlig gegenwärtig war. Mit schlichten Worten schilderte er die einfache Liebesgeschichte zweier dem Volke angehörenden Personen, nämlich eines Seidenwirkers und seiner verlobten Braut, die durch die wilden, ungezügelten Leidenschaften ihres rohen Zeitalters wider Wollen und Zuthun in einen langen Kampf hineingerissen werden, und die sich, trotz aller Ränke und Listen um sie her, durch ihre treue Liebe und ihren unerschütterlichen Glauben an einander aus diesem Strudel retten, so daß sie schließlich aus all' den Prüfungen nur klüger, besser und demüthiger hervorgehen und noch glücklicher sind, als sie je zuvor gewesen.

„Das ist gewiß sehr schön," bemerkte Theophile; „aber einen gewaltigen Fehler hat der Roman jedenfalls doch! Er könnte als Mitbewerber um den prix Monthyon auftreten — das heißt, er ist zu moralisch."

„Zu moralisch!" rief Paolo, den Sprecher voll Staunen anblickend.

„Ja, viel zu moralisch und außerdem zu zahm in

der Form," versicherte Courant; „es fehlt an Würze, an Pfeffer und Salz, da ist keine Spur von wahrer Leidenschaft, wenigstens nicht, was ich darunter verstehe; keine jener positions risquées, die das Entzücken des Publikums sind. Wie aus einer Goldader ließe sich zum Beispiel Unschätzbares aus dem Verhältniß der Signora mit dem Cavaliere Egidio bequem gewinnen; denken Sie nur die Leidenschaft einer Nonne! Welch' vortrefflicher Vorwurf, wenn er vom Autor geschickt behandelt wird. Aber nein, Ihr gepriesener Manzoni sah das nicht und ließ es sich entgehen."

„Er sah es wohl, doch wies er es von sich, weil er dergleichen verschmäht," rief Paolo mit Wärme; „nie würde Manzoni sich dazu erniedrigt haben."

„Um so dümmer," wandte der Franzose ein; „denn es darf als Regel gelten, daß übergroße Tugend in der Dichtung unerträglich ist. Selbst die Kritiker, die öffentlich Derartiges loben, lachen im Stillen sich in's Fäustchen. Vergessen müssen Sie nicht, lieber Freund, der Gaumen des Publikums ist stumpf, er ist übersättigt und verlangt und bedarf der Reizmittel. Einfach gekochtes Rindfleisch wird zurückgewiesen, mit Entschiedenheit wird verlangt, daß jede Speise mit einer pikanten Sauce zubereitet sei. Wild mit gehörigem haut-goût, obenein mit Trüffeln gefüllt und mit Cayennepfeffer gewürzt, so etwas will das Publikum und das schmeckt dem Publikum.

„Ehe ich solchem Geschmack huldigte, schmisse ich alle Federn zum Fenster hinaus und wollte lieber mein

Lebelang Stiefel putzen,“ versicherte der uncivilisirte Paolo.

„Ich bin zu sehr Philosoph, um das zu thun,“ sagte Courant. „Die Geschichte lehrt mich, daß jedes Zeitalter seine Schwächen hat. Ein Kind meines Zeitalters, akzeptire ich diese Thatsache ohne Widerstreben und benutze die Thorheiten desselben zu meinen Zwecken. Das ist meine Philosophie.“

„Ihr Skeptizismus, meinen Sie. Denn was wird dabei aus der Würde der Wissenschaft, aus der ewigen Moral, dem göttlichen Recht des Schönen und der Wahrheit?“ fragte Paolo.

Voll mitleidigen Interesses blickte ihn Courant an, indem er sagte:

„Solch unermüdliche Fliegenschlucker als ihr Italiener, mit eurem unerschöpflichen Enthusiasmus, habe ich mein Lebtag nicht gesehen. Vom künstlerischen Standpunkt betrachtet, liegt was in euch, und ich werde Sie, theurer Freund, für meinen nächsten Roman benutzen; aber um mit Ihnen ehrlich zu sein, verachte ich all’ die schönklingenden Worte; denn die hochfliegenden Theorien über Kunst und Bildung, von einzelnen Träumern und Fanatikern aufgestellt, sind deshalb noch kein Evangelium. Meine Theorie ist viel einfacher und gipfelt in dem berühmten Satz des großen Meisters: „Tous les genres sont bon, hors le genre ennuyeux.“

„Sie führt uns aber direkt zum Cynismus,“ warf Paolo ein.

„Und weshalb nicht, wenn die Form gut ist und

der Erfolg uns krönt? Streifte nicht Horaz an die Grenze des Cynismus, in den Ovid sogar sich vertiefte, während Longus, der Sophist, sein Entzücken in ihm fand? und bewundern wir sie bis auf den heutigen Tag deshalb etwa minder?" fragte der Franzose.

„Aber alle diese Männer waren Heiden, mein Lieber, außerdem setzen Sie mit Ihrer Vertheidigung die Literatur und deren Ziele zu einer Stylübung herab."

„Doch den Erfolg nicht zu vergessen," antwortete Courant.

„Damit wäre denn auch die Venus von Medici und eine Venus der Hottentotten etwa, vorausgesetzt, daß beide die Menge anzuziehen vermöchten, in Ihren Augen gleichviel werth."

„Dixisti."

Trotz dieser und ähnlicher Meinungsverschiedenheiten, oder vielleicht gerade deshalb, standen die beiden jungen Männer auf dem freundschaftlichsten Fuße, suchten einander stets auf und verbrachten regelmäßig die Sonntage — Paolo's einzig freie Zeit — im gemeinschaftlichen Besuch der Gallerien des Louvre und des Luxembourg. Paolo hatte Theophile sogar mit Herrn und Madame Prosper bekannt gemacht, bei denen Paolo gewöhnlich nach seinen Abendpromenaden vorsprach.

So verstrich die Zeit bis Mitte August, als unser römischer Maler, der fast vergessen hatte Künstler zu sein, sich im Besitz von hundertzweiundzwanzig Franken befand, einer Summe, die seiner Berechnung nach

vollkommen zur Rückreise nach Rom ausreichte. Die noch hinzukommenden Ersparnisse der letzten, eben angetretenen vierzehn Tage, die etwa vierzig Franken betragen würden, hatte er zu einem Zwecke bestimmt, an dem sein ganzes Herz hing. Er wollte nämlich diese Summe zu nützlichen Kleidungsstücken für die selbstlose Madame Prudence verwenden. Auch bis jetzt hatte Paolo nicht versäumt, seine Dankbarkeit gegen die treuen Freunde nach Kräften zu bethätigen, und mancher Frank war in die Tasche der Kleinen gewandert, der sonst dazu gedient hätte, die lang ersehnte Stunde der Freiheit schneller herbeizuführen. Wir ließen dergleichen stets unerwähnt, weil Paolo in dieser Beziehung weder seinem Gefühl noch seinem Wunsche nachzukommen vermochte, und weil auch Opfer, wie die guten Prospers für ihn gebracht, sich in der That durch Geschenke nie vergelten lassen.

Als des jungen Römers Angelegenheiten so weit gediehen waren, hielt er es für zweckmäßig, sich nach einem Paß umzuthun. Statt daher, wie gewöhnlich, zwischen der Pont Neuf und der Pont des Tuileries einherschlendernd sein Frühstück zu verzehren, wendete er eines schönen Vormittags seine Schritte nach dem Gesandtschaftsgebäude des päpstlichen Nuntius in Paris. Er wurde zu einem Herrn in schwarzer Kleidung geführt, dem er seinen Namen, seinen Beruf und seine Adresse in Rom nannte und hinzufügte, daß er im März nach Paris gekommen sei, seinen Paß verloren

habe und um einen andern bitte, weil er nach Rom zurückzukehren wünsche.

Die Sache erschien unserm Freunde sehr einfach, während der Herr, dem er sie vorgetragen, anderer Ansicht zu sein sich erlaubte, auf Paolo's Gesuch gar nicht einging, sondern sofort erklärte, daß er Unmögliches verlange, weil es zunächst nothwendig sei festzustellen, ehe für Jemand ein Paß ausgefertigt werde, daß erstlich der Applikant wirklich die Person sei, für die er sich ausgebe, und daß er zweitens in keiner Weise einer Kategorie der Flüchtlinge angehöre, die vom Kirchenstaat ausgeschlossen seien. Den ersten Punkt könne und werde Herr Mancini, daran zweifle er in diesem Falle nicht, durch vollständige Garantie erledigen, den zweiten Punkt aber, könne nur die Regierung Seiner Heiligkeit ergänzen, der er pflichtschuldigst die Sache unterbreiten und um Auskunft bitten werde.

Einem armen Teufel, der zwei Monate lang sich einer Hoffnung hingegeben, deren er sich plötzlich, fast in dem Moment ihrer Erfüllung, beraubt sieht, kann man seinen augenblicklichen Unmuth wohl verzeihen, und so dürfen wir es Paolo nicht allzu sehr verargen, wenn er in gereiztem Tone fragte: wie viel Zeit diese wichtige Staatsangelegenheit erfordern würde? Die ruhige Antwort lautete, eine bestimmte Zeit könne nicht angegeben werden, Signor Paolo Mancini möge sich aber in drei bis vier Wochen herbemühen, man

werde vielleicht dann schon im Stande sein, ihm über die Angelegenheit Bescheid zu geben.

Der Schluß der Unterredung hatte Paolo's bereits üble Laune nicht umzustimmen vermocht, und er verließ entrüstet das Gemach, etwas zwischen den Zähnen brummend, das nicht gerade wie ein Segen klang; auch müssen wir gestehen, daß er die Thür nicht leise schloß, sondern sie hinter sich zuwarf, was dem Beamten der Nuntiatur von Herrn Paolo Mancini eine höchst ungünstige Meinung einflößte, die er seinem Vorgesetzten sofort mittheilte, welcher sich wiederum beeilte, seinem Vorgesetzten in Rom Kenntniß von dem Vorfall zu geben. Ein Umstand, der im ersten Augenblick zu Paolo's Gunsten zu sprechen schien, erwies sich im Gegentheil als überaus nachtheilig für ihn; sein Name war nämlich auf keiner der Listen oder Berichte zu finden, welche die Nuntiatur durch ihre pariser Agenten sich anfertigen läßt. Dies hielten Alle, die zur römischen Gesandtschaft gehörten, für einen Beweis, so klar wie der Tag, daß der besagte Herr Mancini sich vorher irgend anderswo als in Paris aufgehalten haben müsse, wahrscheinlich in London, um neue Pläne zu schmieden und eine neue Parole für die Insurrektion einzuholen.

Niemand hätte besser Paolo's verzweifeltem Unmuth nach diesem mißglückten Versuch die Stirn bieten können, als sein unverwüstlich heiterer Philosoph. Außer daß der junge Franzose ihn von Zeit zu Zeit massacrant schalt und ihm die außerordentliche Abgeschmacktheit vorhielt, sich nach irgend einem andern

Orte zu sehnen, wenn man das Glück genießt in Paris zu sein, zeigte er nicht die geringste Ungeduld. Vielleicht wurde sein Gleichmuth noch besonders durch die Aussicht auf seine nahe bevorstehende Verwandlung unterstützt, die regelmäßig mit der Ankunft seiner vierteljährigen Geldsendung sich sofort vollzog. Die Puppe streifte die Hülle von sich, der Schmetterling entfaltete sich zu seinem Flug in höhere Regionen, doch flatterte er nicht von hinnen, ohne Paolo förmlich zu beschwören, er möge alle Boniface und alle Päpste in den Hades verbannen, um mit ihm das Leben in seiner Fülle von Genuß und Schönheit kennen zu lernen. Doch Paolo blieb unerschüttert sich selber treu.

Zehntes Kapitel.

Drei Wochen später lenkte Paolo abermals seine Schritte nach der Nuntiatur, und indem er die Rue Jacob schnell hinuntereilte, wurde er plötzlich durch einen Omnibus aufgehalten, der in seiner Tour die Straße zu durchschneiden hatte. Ohne zu warten bis das schwere Fuhrwerk vorüber sei, ging Paolo hinten herum und stand nun vor einem hohen Pferde, das, vor ein Kabriolet gespannt, von der entgegengesetzten Seite herankam und von dem schwerfälligen Omnibus verdeckt gewesen war. Mit einem lauten: „Gare, maladroit!“ riß der Lenker des Kabriolets schnell genug das feurige Roß herum, um Unheil vorzubeugen, denn bis jetzt hatte das Pferd nur dem vorschnellen Fußgänger den Hut vom Kopfe geworfen.

Paolo hob seinen Hut wieder auf und schritt bereits vorwärts, als eine Stimme ihm nachrief:

„He, Telemach! Beim Kapitol! Der Telemach, und noch immer feurig, noch immer ungestüm haschend nach seinem Ideal!“

Verwundert blieb Paolo stehen und begrüßte seinerseits mit einem: „Beim Jupiter! Es ist du Genre!“ den alten Freund.

„Der Nämliche, zu Diensten,“ antwortete du Genre; „steige rasch ein, es ist noch Platz für Dich, Du lieber Telemach;“ und ihm mit diesen Worten die Hand reichend, umarmte er Paolo brüderlich, sobald dieser der Aufforderung gefolgt war. „Seit wann bist Du denn in Paris? Und suchtest mich nicht auf, Du Treuloser! Wo ist Dein Mentor? Aber Du siehst blaß und angegriffen aus und dazu glatt rasirt, als ob Du aus einem Trappistenkloster kämst. Welch' glücklicher Zufall, daß mein Pferd Dir den Hut abriß, denn unter dieser Säule würde ich Dich nie und nimmer erkannt haben. Mit solch' babylonischem Thurm auf dem Kopfe ist es kein Wunder, wenn Du gegen Wagen und Pferde rennst.“

„Noch immer Derselbe,“ lächelte Paolo. „Zunächst laß mich Dir sagen, daß ich nach der Nuntiatur gehen muß, und falls das aus Deinem Wege liegt —“

„Bewahre, ich fahre Dich nach Mekka, wenn Mekka Dein Ziel ist,“ antwortete der Realist; „sobald wirst Du mich nicht wieder los, das kannst Du glauben. Darf ich, ohne indiskret zu sein, fragen, was Du auf der Nuntiatur zu thun hast?“

„Ich will mir einen neuen Paß besorgen, weil ich meinen verloren habe."

„Du willst doch nicht Paris schon wieder verlassen?" fragte du Genre.

„Ja, bestimmt," entgegnete Paolo.

„Aber keinenfalls schon jetzt; für wenigstens drei Wochen lege ich Beschlag auf Dich. Du darfst Paris nicht verlassen, ohne unter meinen Fittigen wenigstens etwas von seinen Herrlichkeiten genossen zu haben."

„Ich habe längst genug von seinen Herrlichkeiten," meinte Paolo.

„Du sprichst so geheimnißvoll und siehst dazu so geheimnißvoll wie einer von Byron's Helden aus. Paris ist, wie ich Dir schon früher sagte, und ich bleibe dabei, gerade wie für Dich geschaffen. Ich will Dich schon von Deinen Launen kuriren, und Du sollst die Welt kennen lernen und ganz anders und klüger nach Deinem Rom zurückkehren."

„Das ist gewiß sehr gut gemeint," sagte Paolo; „ich wünsche aber weder mich selbst, noch meine Launen aufzugeben, da ich für beide eine gewisse Vorliebe habe. Doch da sind wir schon vor der Nuntiatur."

Die beiden Freunde stiegen aus und gingen hinauf. Als Paolo seinen Namen genannt hatte, wurde ihm von demselben schwarzgekleideten Herrn, der ihn vor drei Wochen empfangen hatte, ein Brief mit dem Bescheid eingehändigt, daß derselbe schon seit einiger Zeit hier läge, aber nicht hätte befördert werden können, weil Herr Mancini seine Adresse nicht hinterlassen

habe. Paolo sah natürlich der Antwort auf sein Paßgesuch entgegen, weshalb er schnell das schwarze Siegel erbrach und, nachdem er die ersten Zeilen durchflogen und auf die Unterschrift geblickt hatte, enttäuscht ausrief:

„Aber das hat ja gar keinen Bezug auf mein Anliegen. Wie steht es denn mit meinem Paß, um den ich eingekommen bin?“

Den Paß anlangend, antwortete der höfliche Beamte, bedaure er, Herrn Mancini mittheilen zu müssen, daß man ihm denselben nicht ausfertigen könne. Es sei von der Regierung die bestimmte Ordre gekommen, es nicht zu thun.

Paolo gerieth durch diese Antwort in heftigste Aufregung und fragte zornig, weshalb und durch welche Umstände veranlaßt, man zu dieser Ordre berechtigt sei. Er verlange Auskunft darüber und wollte den Grund, eine bestimmte Ursache wissen für dies Verbot. Das ist die gewöhnliche Schwäche aller Derer, die unter einer Ungerechtigkeit leiden; sie forschen nach Gründen, wo es meist keine giebt; als ob Diejenigen, die Unrechtes begehen, selbst das Warum, selbst ein stichhaltiges Dafür wüßten.

Es sei, sprach mild der schwarz Gekleidete, nur sein Geschäft, die gegebenen Befehle zu vollstrecken, nicht aber ihren Ursachen nachzuspähen. Wenn Herr Mancini sich für beeinträchtigt halte, stände es ihm frei, eine Beschwerde einzureichen.

Paolo, der, aufgebracht wie er es war, alle Be-

schwerden und was sonst dazu gehört, zur Hölle wünschte, ein Wunsch, der auf der Nuntiatur nicht oft laut ausgesprochen sein mochte, verließ ohne sich zu verabschieden ungestüm das Hôtel.

„Schöne Zustände das!“ sagte er, als er nach seinem Freunde in das Kabriolet stieg, „und Deinem Vaterlande haben wir sie zu danken, du Genre.“

Du Genre schaute verdrießlich vor sich hin.

„Das war übrigens kein übler Strauß!“ hub bald darauf der Franzose an. „Sich und Andere in solche Ungelegenheit zu bringen, gelingt doch nur gescheidten Leuten. Wo führt Dich Dein Weg jetzt hin?“

„Willst Du mich nach der Rue Cassette fahren?“

„Sehr gern, wenn Du mein Wegweiser sein willst. Ich bildete mir ein, Paris sehr gut zu kennen, aber von einer Rue Cassette habe ich noch nie gehört. Die muß am Ende der Welt liegen, jedenfalls außerhalb der Verkehrswelt. Du hast wohl die Absicht, die versteinerten Reste eines antediluvianischen Megatheriums dort aufzusuchen?“

„O nein, ich will zu Herrn Boniface, bei dem ich arbeite und der dort wohnt.“

Du Genre riß die Augen weit auf, und es blieb schließlich Paolo nichts übrig, als seinem Freunde einige Erklärungen zu geben, wobei er nicht umhin konnte, einzelner näherer Umstände zu erwähnen, wie zum Beispiel Thornton's Verschwinden unter Anderm, die ihn genöthigt hatten, sich nach einem sofortigen Erwerb umzuthun.

Du Genre schien vor lauter Erstaunen schier aus den Wolken zu fallen, zauderte aber keinen Augenblick, Paolo seine Börse zu Gebote zu stellen, die der junge Römer jedoch dankend zurückwies. Wie Vieles hatten sie einander zu fragen und mitzutheilen, und so waren sie noch in tieffstem Gespräch begriffen, als sie bereits das Haus des Herrn Boniface erreicht hatten.

„Voilà meine Adresse," sagte du Genre, Paolo seine Karte einhändigend; „kann ich Dich nicht noch heute wiedersehen?"

„Ja wohl; ein Viertel nach sechs Uhr auf der Pont Neuf," antwortete Paolo lächelnd.

„Aber hier herrscht ja förmlich die lautlose Stille von Pompeji," bemerkte du Genre, sich entsetzt nach allen Seiten umblickend. „Die Luft riecht ordentlich nach Mumien." Als Paolo ausstieg, rief der Franzose ihm noch zu: „Du verlierst Deine mächtige Depesche aus der Tasche, alter Junge, und dabei fällt mir ein, daß Du sie noch gar nicht gelesen hast."

Paolo hob, ihm dankend, den Brief auf und sagte:

„So viel ich in der Eile und in meiner Wuth gesehen, schien es die Anzeige von dem Tode des Bischofs Rodipani. Sie ist „Guarini" unterschrieben, mir ein ganz fremder Name."

„Guarini?" wiederholte du Genre; „das ist ja der Name des berühmtesten römischen Advokaten. Erlaube mir die Bemerkung, lieber Telemach, daß es immer unklug ist, einen Brief nur theilweise zu lesen, und

ganz besonders, wenn derselbe die Todesanzeige eines Verwandten enthält. Wer weiß, ob Dir durch des Bischofs Testament nicht ein hübsches Legat zugefallen ist."

„Ja wahrlich, das ist sehr wahrscheinlich!" entgegnete Paolo achselzuckend.

„Es haben sich schon viel unwahrscheinlichere Dinge in der Welt zugetragen," behauptete du Genre. „Und ich wette auf der Stelle zwei gegen eins, hier trifft das zu. Lies schnell den Brief, oder laß mich ihn lesen."

„Da nimm ihn, wenn Du willst," sagte Paolo, den Brief du Genre gebend; „ich kann mich nicht länger aufhalten, ich habe mich schon sehr verspätet."

Du Genre warf seinem kleinen Groom die Zügel zu und folgte schnell Paolo durch den Thorweg in den ersten Hof, dann den schmalen Gang hinauf in den zweiten, während er eifrig Signor Guarini's Schreiben las und plötzlich in die Höhe sprang, als ob unter seinen Füßen eine Pulvermine explodire.

„Beim Jupiter, es ist wahr, ich habe die Wette gewonnen! Du bist mit einem silbernen Löffel im Munde geboren. Heil dem erlauchten Erben des Bischofs Rodipani!"

„Welcher Unsinn, so sei doch still!" bat, um sich blickend, Paolo.

„Nun so glaube Deinen eigenen Augen. E-re-de u-ni-ver-sa-le. Excusez un peu."

Nur durch eigenen Augenschein konnte sich der

junge Mancini von der Wahrheit des eben Gehörten überzeugen. So auffallend und unwahrscheinlich, ja fast unglaublich, unnatürlich wie die Nachricht auch klang, war sie doch eine Thatsache, die sichtlich und unleugbar vor seinen Augen dastand. Wer vermag die Geheimnisse eines Sterbenden zu ergründen?

Stumm und bleich vor Schreck, als hätte er das Haupt der Medusa geschaut, blickte Paolo vor sich.

„Was in aller Welt geht in Dir vor?" rief der Franzose verwundert. „Ein bedeutendes Vermögen wird Dir unverhofft zu Füßen gelegt und Du stehst da, als ob Dir Gespenster erschienen wären."

„Ich wollte, der Bischof Rodipani hätte ein anderes Testament gemacht," antwortete Paolo. „Mir ist's, als ob ich dieses Vermögen nicht annehmen dürfte."

„Das in der That zu spaßhaft!" rief du Genre in einer Art komischer Verzweiflung. „Der Mensch ist nicht ganz bei Sinnen. Bitte, erkläre mir, weshalb es Deine Pflicht sein könnte, solchen Gottessegen von Dir zu weisen.

„Weil er von dem Verfolger meiner Eltern kommt."

„So denke nicht an das Werkzeug, durch welches die Vorsehung Dir dieses unerhoffte Gut gesendet hat, liebster Telemach," ermahnte der Realist. „Geld bleibt immer frei von übelm Geruch, aus welcher Quelle es auch fließen mag, hieß das Wort eines römischen Kaisers, den man für keinen Dummkopf hält. Wenn der Bischof Dir im Leben Ursache zur Klage bot, um so

mehr Grund hast Du anzunehmen, was er im Tode als Versöhnung bietet. Willst Du ihn bis in alle Ewigkeit im Fegefeuer braten lassen?"

„Ich werde es mir noch überlegen," sagte Paolo, die Treppe hinaufsteigend. „Jetzt darf ich aber nicht länger zögern."

„Ich komme mit Dir," antwortete du Genre, indem er seinem Freunde folgte. „In solch' gefährlicher Gemüthsstimmung darf ich Dich nicht verlassen. Du bist nicht gefaßt; nein, Du bist es in der That nicht."

„Du kannst aber nicht mit mir hinaufkommen, das ist ganz gegen die Regel," versicherte Paolo, als sie sich bereits auf dem Treppenabsatz befanden.

„Ob ich kann oder nicht, das wirst Du nur zu bald sehen," entgegnete der Realist klingelnd. „Ich sage Dir, daß Du in diesem Zustand nicht zu arbeiten im Stande bist. Ich werde Deinen Professor, oder was er sonst ist, bitten, Dich heute frei zu geben."

Herrn Boniface's glücklicher Stern fügte es, daß Mademoiselle Marie die Thür öffnete, die, um ihrem Bruder jeden Gewissensskrupel zu ersparen, es liebenswürdigerweise auf sich nahm, du Genre's Gesuch zu bewilligen. Sie sei, versicherte Mademoiselle Marie, der Zustimmung ihres Bruders gewiß. Paolo dankte der guten Seele für diese Versicherung und fuhr, von seinem Freunde begleitet, zu dessen Notar, einem schönen, alten Herrn mit weißem Haar und einem milden, gütigen Ausdruck, der auf Jeden wohlthuend wirken mußte. Dennoch fehlte es dem Gesichte weder an

Zurückhaltung noch an Scharfblick, die sich in den schmalen, leicht zusammengepreßten Lippen und dem schnellen Forschen des klaren Auges kundgaben.

Er folgte mit halbgeschlossenen Augen, aber deshalb nicht minderer Aufmerksamkeit, dem für ihn in's Französische übersetzten Briefe und der sachgemäß einfachen Mittheilung du Genre's. Als er dann aber von Paolo's Skrupel hörte, machte er die Augen weit auf und blickte den jungen Italiener so prüfend an, daß Paolo erröthend die Augenlider senkte.

„Hatte der Testator außer diesem Herrn noch andere Verwandte?“ fragte der Advokat.

Nachdem eine verneinende Antwort erfolgt war, fuhr er fort:

„Der vorliegende Fall gehört kaum in den Bereich eines Notars; es handelt sich um eine Gewissensfrage, deren Lösung man besser einem Priester hätte anvertrauen sollen. Da man indeß Männer meines Berufes oft die Gewissensberather ihrer Klienten genannt hat, die wir auch in manchem Betracht für alle weltlichen Angelegenheiten sind, so glaube ich nicht die Grenzen meines Berufes zu überschreiten, wenn ich in dieser Sache meine Meinung abgebe, was in wenigen Worten geschehen kann.“

Darauf wendete sich der Advokat direkt an Paolo und sagte:

„Ein Vermögen von sich stoßen, kann je nach Umständen, das werden Sie mir zugeben, verehrter Herr, eine eben so kluge als unkluge Handlung sein. Dem

Enthusiasten, welcher jeder Ueberlegung spottet, mag Selbstverleugnung als eine Tugend erscheinen, quand même, aber dem ist nicht so. Eine That, die nur der Großmuth halber geschieht, die, meine ich, nur vollbracht wird, weil sie dem Handelnden ein bedeutendes Opfer auferlegt, ist deshalb noch lange keine wesentlich gute That; denn dieses Prädikat erwirbt sie erst, wenn sie übereinstimmt mit der Vernunft, — wie es zum Beispiel der Vernunft gemäß ist, sein Vermögen, ja selbst sein Leben zur Verhütung eines großen Unglücks oder zur Förderung wahren Glückes einzusetzen, wenn es für den einen wie den andern Fall sonst kein Mittel giebt; wir müssen aber der Handlung das Prädikat des Vernünftigen versagen, die sich ohne zwingende Nothwendigkeit derartige Opfer auferlegt, gleichsam aus Genuß am Opfer selber. Je mehr ich, mein Herr, über den von Ihnen beabsichtigten Schritt nachdenke, desto weniger vermag ich einen stichhaltigen Grund für denselben zu entdecken. Er bringt Niemand Nutzen, und beraubt Sie der Macht Gutes zu thun, die im Gelde liegt. Das wollen Sie doch nicht, dürfen Sie gar nicht wollen, und ad quid perditio haec?"

„Aber," stammelte Paolo, sich verlegen entschuldigend, „Sie ahnen nicht, wie grausam der Mann, der mir sein Vermögen hinterlassen hat, gegen meine Eltern gewesen ist, und daher, was auch immerhin die Vernunft gebieten mag, sträubt sich mein Gefühl, von dem Dahingeschiedenen eine Wohlthat anzunehmen, die

ich von dem Lebenden fraglos mit Verachtung zurückgewiesen haben würde."

„Gestatten Sie mir, Ihnen offen zu gestehen," entgegnete der Notar, „daß ein Gefühl, welches an und für sich ein Unrecht ist, nicht zur Rechtfertigung Ihres Ablehnens dienen kann. Mit dem Todten soll auch jeder Groll begraben werden; und dieses Vermächtniß, das Ihnen von einem Mann kommt, der gegen Sie oder die Ihren gefehlt hat, ist fraglos als Abbitte, als Wunsch nach Versöhnung aufzufassen."

„Habe ich Dir nicht genau dasselbe gesagt?" fiel du Genre ein.

„Es ist die Hand der Versöhnung, die Ihnen vom Grabe aus geboten wird," schloß der alte Herr, „und Sie dürfen sie eben so wenig zurückweisen, als Sie dem Sterbenden die ersehnte Verzeihung versagen können."

„Ich kann nicht unwahr sein," antwortete Paolo, „und deshalb darf ich auch nicht sagen, mein Herz sei zum Vergeben geneigt, weil ich anders empfinde."

„Das wird sich mit der Zeit ändern," versetzte der Notar. „Wenigstens aber können Sie jetzt ein Zeichen von Vergebung der gegen Sie begangenen Schuld, wie es geschrieben steht und allen Menschen geboten ist, bekunden, indem Sie den letzten Willen eines Verstorbenen ehren, der jederzeit heilig zu halten ist."

„So sei es denn," sagte Paolo, den man zwar überredet, aber nicht überzeugt hatte. — Du Genre athmete tief auf. — „Es soll bei Ihrer Entscheidung

bleiben, verehrter Herr," fuhr Paolo fort, „und ich danke Ihnen für Ihre theilnehmende Bemühung."

Der Brief des römischen Advokaten enthielt einfache, aber ausführliche Bestimmungen für Mancini's Verhalten. Falls der ernannte Erbe des Verstorbenen vorläufig nicht nach Rom zurückkehren könne oder wolle, hieß es in dem Schreiben, so möge Signor Mancini eine Vollmacht für einen im Laufe des Briefes näher bezeichneten Freund und Kollegen des Signor Guarini ausstellen, derselbe werde sodann als der rechtmäßige Vertreter Paolo's zuvörderst Alles entsiegeln, ein Inventarium über die anzutretende Erbschaft aufnehmen und alles Nöthige veranlassen, was ein derartiger Fall erfordert. Diese gewünschte Vollmacht wurde gleich von du Genre's Notar ausgestellt, von Paolo unterschrieben und von du Genre und dem ersten Schreiber des Notars als Zeugen unterzeichnet, um schließlich an geeigneter Stelle schriftlich beglaubigt zu werden.

Nachdem so weit Alles beendet, stand Paolo auf, um sich zu verabschieden.

„Noch eine Minute," bat der Realist; „da Signor Guarini, diese Perle eines Advokaten, Dir freiwillig anbietet, jede beliebige Summe für Deine Rechnung vorzuschießen, was ich sehr anerkennenswerth finde, thätest Du wohl für's Erste gut, tausend Skudi auf ihn zu ziehen."

„Tausend Skudi, wozu das?" fragte Paolo ganz verwundert. „Ich habe vollauf Geld — mehr als hundert Franken."

„Wie lange werden denn fünf Napoleond'or in Paris reichen? So fordere doch wenigstens fünfhundert Skudi."

„Hundert sind schon mehr als genug," behauptete Paolo, sich zum Schreiben niedersetzend.

„Ich bestehe auf fünfhundert," wandte du Genre ein. „Du brauchst sie ja deshalb nicht gleich auszugeben, und Geld ißt kein Brod. Denke nur an den kleinen Menschen — wie nanntest Du ihn doch? — und an dessen Frau, die Dich gepflegt haben. Denen wirst Du fraglos Dich gern erkenntlich zeigen."

„Du hast völlig Recht; wie konnte ich nur den Augenblick solche Schuld vergessen?" Und ohne weiter zu zögern, stellte Paolo einen Wechsel über fünfhundert Skudi aus, welchen er mit der Vollmacht zu befördern bat. Darauf verabschiedeten sich mit nochmaligem Danke beide Freunde von dem alten Herrn.

„Ach, was Du mir für Arbeit machst!" rief du Genre, sobald sie auf der Straße waren. „Pythias und Damon, Orest und Pylades, alle zusammen genommen, haben heldenmüthiger nie für einander gekämpft. Ich falle auch bald vor Erschöpfung um, und dazu habe ich leider noch den Wagen fortgeschickt. Vier ein halb Uhr; eigentlich viel zu früh, um sich schicklicherweise sein Diner zu bestellen — aber ausruhen und essen muß ich, oder ich kann für die Folgen nicht einstehen. Stimmst Du für ein suprême de volaille oder für Hummersalat?"

Paolo würde dem angebotenen Leckerbissen ein stilles

tête-à-tête mit sich selber vorgezogen haben, um sich wo möglich Rechenschaft zu geben über ein gewisses unbehagliches Gefühl, das ihm der eben gefaßte Entschluß, zu dem er sich überreden lassen, noch immer verursachte. Da er aber diesem Wunsche nicht nachkommen durfte, ohne mehr als unhöflich gegen den Freund zu sein, so ergab er sich und überließ du Genre die alleinige Bestimmung über ihr Mittagessen. Die jungen Männer gingen nach dem Boulevard des Italiens und traten in eins der Cafés ein.

„Dies ist keine Restauration ersten Ranges,“ erklärte der Franzose, „aber die Küche ist exzellent, und die dame de comptoir anbetungswürdig. Komm und laß sie uns in der Nähe betrachten.“

Es widerstrebte Paolo, hierin seinem Freunde zu willfahren, und in gewohnter Schüchternheit stand er fern von dem rothen Sammetschrein, vor dem du Genre seine Huldigung darbrachte; auch theilte unser Italiener durchaus nicht die Bewunderung seines Gefährten für die Gottheit des Ladentisches, an deren vermeintlicher Schönheit er Vieles auszusetzen hatte; den Augen, behauptete er, fehle Tiefe, dem Teint Durchsichtigkeit und dem Kopfe Charakter.

„Natürlich,“ lachte du Genre, „sie ist nur eine Frau und kein Bild.“

„Darüber bin ich noch nicht ganz sicher,“ entgegnete der Römer.

„Mauvais farceur! Ich versichere Dich aber, daß sie weder gemalt noch geschminkt ist. Das ist übrigens

ein köstlicher Einfall. Aber was sagte ich doch? Ach ja, daß sie eben nur eine Frau von Fleisch und Blut sei und kein Atom einer idealen Madonna habe, und das ist es gerade, was Du an ihr auszusetzen hast. Dadurch, daß Du immer nur das Ideale kultivirst, hast Du allen Sinn für die Realität eingebüßt. Aber das thut nichts, Du wirst schon nach und nach davon zurückkommen."

Paolo schüttelte ungläubig mit dem Kopfe.

„Ein wenig Geduld und ein klein wenig guter Wille," versicherte der Franzose, „werden Dich von Deiner Manie heilen. Il n'y a que le premier pas qui coûte. Es ist damit wie mit dem Austernessen," fuhr du Genre fort, dem durch die Austern, die vor ihnen auf dem Tische standen, dieses Gleichniß nahe gelegt wurde. „Du magst sie nicht, ohne zu wissen weshalb; sobald Du sie aber geschmeckt hast, schwindet jedes Bedenken und Du verlangst noch mehr."

„Aber wenn ich sie nun nicht schmecke?" sagte Paolo, seinen Teller unberührt dem Kellner zurückgebend.

„Nun dann — que diable — dann bist Du sehr vorurtheilsvoll, wenigstens nach meiner Ansicht."

Du Genre trug noch Trauerkleidung um den Onkel, der die dreifache Unzartheit begangen hatte, ihn erst am Abende des Debut der Armida von Rom nach der Dauphiné zu berufen, ferner monatelang noch hinzusiechen und bei seinem Tode schließlich seine Angelegenheiten in einem pekuniär zwar günstigen, aber sehr

verwirrten Zustande zurückzulassen. Um den Nachlaß so weit als möglich zu reguliren, — du Genre that Alles mit einer gewissen methodischen Ordnung — hatte er viel länger als ihm lieb war in der Dauphiné bleiben müssen, und erst Ende Juni, also längst nachdem die Anzeigen in Betreff Paolo's aufgehört hatten, war er nach Paris übersiedelt. Während du Genre dem Freunde Dieses und Aehnliches mittheilte, hatte sich das Lokal allmählich so gefüllt, daß kein Tisch mehr unbesetzt war. Paolo fühlte sich durchaus unbehaglich unter so vielen Fremden und sprach gegen das Ende des Diners kaum noch ein Wort. Du Genre hingegen plauderte für Zwei, schien mit den Kellnern und den Gästen wohl bekannt und begrüßte sich mit vielen der letzteren sowohl durch Wort als Händedruck. Es däuchte Paolo eine Ewigkeit, bis der harmlose Schwätzer den Vorschlag machte aufzubrechen.

Von dem Café führte du Genre seinen Freund in einen Cigarrenladen auf der andern Seite des Boulevard; während sie eintraten, flüsterte er Paolo zu:

„Hier findest Du nicht minder schöne, lebensvolle Realität, die ich Deiner besondern Aufmerksamkeit empfehle.“

Paolo sah eine reich und elegant gekleidete Dame hinter dem Ladentische stehen, die mit ihren zarten, durch eng anliegende Handschuhe vor jeder Unsauberkeit geschützten Fingerspitzen auf kleine Wagschalen Schnupftabak schüttete, den sie sorgsam abwog. Sie war in ihrer Art hübsch zu nennen, hatte eine jener

kleinen Larven, die die Franzosen mit minois chiffoué bezeichnen, was übersetzt ein Stülpnäschen meint; das Haar zurückgekämmt à la Chinoise, accroche-cœurs an den Schläfen und reizende Grübchen in den Wangen. Du Genre fragte, ob sie die Güte haben wollte, ihm einige Panatelas zu geben? Er würde sie aber gern aus einem unangebrochenen Kasten selbst wählen. Die Dame war durchaus bereit ihm zu dienen, stieg sofort auf einen Stuhl und hob beide Arme hoch auf, um den Kasten herunter zu langen, wobei ihre höchst elegante Gestalt zur vollen Geltung kam. Du Genre stieß entzückt Paolo an.

„Und Sie, mein Herr?" fragte die Französin sich an Paolo wendend, indem sie ihm die Cigarren mit einem bezaubernden Lächeln hinreichte.

Paolo dankte und sagte, daß er nicht rauche; im nächsten Augenblick aber suchte er sich dennoch eine Cigarre aus und zündete dieselbe an. Weshalb, hatte er gedacht, und es entrang sich dabei seiner Brust ein tiefer Seufzer, sollst Du Dir irgend einen Zwang auferlegen? War es nicht Jedermann und ihm selbst gleichgültig, ob er nach Tabak rieche oder nicht?

Arm in Arm, mit der Cigarre im Munde, gingen die Freunde den Boulevard auf und nieder, bis sie vor einem Café Halt machten, um eine Tasse Mokka zu trinken; darauf setzten sie ihre Promenade fort, die sich auf die Rue de la Chaussee d'Antin nach der einen Seite und die Rue Richelieu nach der andern Seite hin erstreckte.

„Sind diese beiden Straßen Deine Herkulessäulen?“ fragte Paolo.

„Ja, Du hast es getroffen,“ erwiederte du Genre. „Ich überschreite niemals ihre Grenzen; und das thut auch kein Pariser, der seiner Geburtsstätte würdig ist, ohne ganz besondern Grund. Der Boulevard des Italiens ist der Inbegriff von Paris — hier erscheint Paris in seinem schönsten Lichte, aller Komfort und alle Eleganz des civilisirten Lebens sind in diesem engen Raume vereinigt, und es giebt keine hübsche Frau, keinen Mann von Bedeutung, die nicht täglich dieser Promenade ihre Huldigung zollen. Unsere Löwen der Politik, wie der Literatur und Kunst, der Mode und der Finanzen, alle strömen hierher, wie zu ihrem natürlichen Centrum. Was den alten Griechen das Lyceum, den Römern die Thermen waren, das ist dem Pariser der Boulevard des Italiens. Hier wird der Staatsmann, der Schriftsteller, der Sänger, der Schauspieler, hier wird Jeder und Alles kritisirt und gerichtet, und zwar in letzter Instanz. Wenn mit Recht Paris der Geist der Welt genannt wird, so ist der Boulevard des Italiens der Geist von ganz Paris.“

„Es thut mir leid, Dein lyrisches Entzücken wie durch einen Eimer kaltes Wasser abzukühlen,“ bemerkte Paolo mit leichter Ironie; „aber verzeihe mir, wenn dem Uneingeweihten Dein gerühmter Geist von Paris, nachdem ich zwei Stunden die Freuden desselben genossen habe, bereits ein wenig monoton zu werden anfängt.“

„Das ist wiederum eine Realität, die Du mit der Zeit erst schätzen lernen wirst," antwortete du Genre. „Komm, laß uns nach dem Blumenmarkt der Madeleine gehen."

„Um nach Grisetten auszuschauen?" fragte Paolo.

„Das ist ein Gedanke, der dem linken Seineufer angehört. Zu Deiner Belehrung sei es gesagt, daß Grisetten, als eine Klasse der Gesellschaft, auf dieser Seite des Flusses nicht existiren. Verliert sich ein solches Spezimen einmal hierher, so nimmt es bald die feinere Form der Lorette an, denn hier gehört den Loretten die Oberherrschaft. Aber laß uns gehen!"

Die Freunde standen in diesem Augenblick vis-à-vis der Chaussee d'Antin, so daß Paolo, wenn es nicht zu dunkeln begonnen, ihre Fenster hätte sehen können, die Fenster des Hauses, in der sie auf dem Boulevard des Capucines gewohnt. Eine tiefe Schwermuth bemächtigte sich seiner und er antwortete:

„Ich muß dafür danken, denn ich kümmere mich weder um Grisetten, noch um Loretten, und fühle mich ganz deplacirt in diesem Stadtviertel. Du wirst mich daher entschuldigen, wenn ich Dir für heute Lebewohl sage und zu meinen Penaten heimkehre."

„Um sieben Uhr willst Du nach Hause gehen?" fragte du Genre erstaunt. „Es ist kaum Zeit für die Hühner, aufzufliegen."

„Es wird nicht weit von acht Uhr sein, bis ich mein Quartier erreiche, und ich muß Morgens früh hinaus."

„Früh — weshalb denn?"

„Um pünktlich bei Herrn Boniface zu sein."

„Welch' lächerlicher Einfall für den Erben eines Bischofs!"

„Bitte um Verzeihung; meine veränderte Vermögenslage enthebt mich doch unmöglich der Ehrlichkeit und meiner eingegangenen Verpflichtung. Ich bin noch auf vierzehn Tage engagirt und pränumerando bezahlt, und werde natürlich diese vierzehn Tage auch noch arbeiten."

„Rechtschaffen und gerade wie ein Lineal, und unbiegsam wie Stahl. Aber Du bist ein Prachtbursche, und wenn ich nicht zufällig Felix Pélissier wäre, möchte ich herzlich gern Paolo Mancini sein. Apropos, die fünfhundert Skudi, denke ich, werden nicht vor Ablauf Deines halbmonatlichen Engagements anlangen, solltest Du in der Zwischenzeit Geld brauchen — nein? nun wie Du willst. Ich bin neugierig, wie hoch sich Dein jährliches Einkommen stellen wird, hoffentlich giebt es eine hübsche Summe."

„Wenn Du mich nur gerade jetzt mit diesen Dingen verschonen wolltest!"

„Und weshalb das, gestrenger Jüngling?"

„Weil sie mir wirklich schmerzlich sind — weil — nun Du magst es hören — ich die Sache verabscheue."

„Auf Ehre, das klingt fast wie Wahnsinn; und das nach all' der Mühe, die der Notar sich gegeben, Dir jeden Skrupel über die Angelegenheit zu verscheuchen. Ich dachte, jetzt wäre Dir Alles sonnenklar."

„Klar oder nicht," entgegnete Paolo ungeduldig, „das thut nichts hierbei. Alle Auseinandersetzungen der Welt sind nicht im Stande, mein Gefühl weg zu argumentiren, und ich empfinde es nun einmal als ein Unrecht, die Erbschaft anzutreten. Du wirst sehen, daß mir Unheil daraus erwachsen wird. Gute Nacht."

„Was Dir Unheil bringen wird," rief ihm du Genre nach, „wenn Du nicht Vernunft annehmen wirst, ehe es zu spät ist, sind Deine falschen Lebensanschauungen. Du betrachtest Alles wie ein Trauerspiel, während das Leben nur eine Posse ist — nichts als eine Posse! Guten Abend, Freund!"

Elftes Kapitel.

Dem hellen Tage war das Zwielicht gefolgt und die Nacht dem Zwielicht, und immer noch lag Fräulein Lavinia auf ihrem Ruhebette, anscheinend in tiefen Schlaf versunken, und doch quälte sie das Gefühl einer dumpfen, schweren Last, die mit gleicher Wucht auf Kopf und Brust sie drückte. Die Wittwe, in deren Hause Lavinia Obdach gefunden und die anfänglich ganz leise an Lavinia's Stubenthür geschlichen, hatte nun bereits an zwanzigmal, aber immer vergeblich, denselben Weg gemacht, um ein Lebenszeichen ihres neuen Gastes zu erspähen, und war nach jedem erneuten Versuch mit noch bedenklicherer Miene in ihr Zimmer und zu ihrem Strickzeug zurückgekehrt, an dem sie mit nervöser Hast strickte.

„Bist Du sicher, Molly, daß die Dame noch immer nicht geklingelt hat?"

Molly war bereit, ihr Leben zu verpfänden, daß

sich keine Klingel im Hause auch nur bewegt habe. Es sei, weiß Gott, still genug, um eine Stecknadel fallen zu hören, und nun gar den Laut einer Klingel!

Frau Tamplin gehörte zu den Personen, die nur die Schattenseiten des Lebens sehen. Eine ruhige und kaltblütige Natur, selbst in der Jugend ohne alle sanguinischen Illusionen, hatte sie, in unabhängiger Stellung, im Ganzen betrachtet ein glückliches Leben geführt, bis sie den geringen Lebensmuth, den sie überhaupt besessen, durch den gleichzeitigen Verlust ihres Gatten und ihres Vermögens gänzlich und für immer einbüßte. „Verzweiflung und Tod" bildeten das Motto ihres Lebens. Ueber die Vergangenheit zu trauern, für die Zukunft zu zittern, sich Schwierigkeiten zu schaffen, wo es keine gab, und die vorhandenen bis in's Unendliche zu vergrößern, so wie überall Gefahren zu sehen und Unglück von jeder Himmelsgegend zu erwarten, war die seit jenem Zeitpunkt nur zu triste Beschäftigung dieser beklagenswerthen Frau.

Jeder neue Miether flößte der Zaghaften neuen Argwohn ein, und der Tag, an dem sie einen solchen aufnahm, verging ihr unter besonderer Angst und Sorge. In jedem Chambre-Garnisten sah sie einen Dieb, der mit der Absicht, sie zu bestehlen oder gar zu ermorden, in ihr Haus gekommen, und hatte sie es mit einer Dame zu thun, so zweifelte sie kaum minder, daß dieselbe einer Diebesbande angehöre und nur zu ihr gezogen sei, um den Gefährten ihr Haus zu öffnen. Fräulein Jones bildete aber eine glückliche

Ausnahme, denn sie hatte gleich auf die grämliche Wittwe einen so guten Eindruck gemacht, daß sie, der Wahrheit die Ehre, von solchem Verdacht verschont blieb; obschon indeß Frau Tamplin in diesem Falle also weder sich noch ihr Eigenthum gefährdet glaubte, so hatte sie doch nur zu bald eine neue Ursache der Sorge und traurigen Vorahnung gefunden, die mit jeder Stunde schwerer auf ihr lastete. Unsere Leser werden längst errathen haben, daß die Todtenstille in den Räumen der neu angekommenen Mietherin die Befürchtungen der Frau Tamplin erregte. Man miethe doch keine Wohnung, sagte sie sich, um im Dunkeln dazusitzen, als gälte es eine Wette; das sei ganz unnatürlich, denn jeder Mensch bewege sich doch, oder gebe ein oder das andere Lebenszeichen, sei es, daß man sich räuspere, huste, niese, oder klingele, um Licht und dergleichen zu fordern; wo aber nichts von alledem geschieht, muß etwas Schlimmes passirt sein, vielleicht ein Krampfanfall eingetreten oder gar —

Warum mußte der unglücklichen Wirthin auch gerade jetzt einfallen, daß sie einmal in der Zeitung von Jemand gelesen habe — war es ein Herr oder eine Dame gewesen? — kurz, daß Jemand ein Zimmer gemiethet hatte, um sich darin zu vergiften oder den Hals abzuschneiden. Solche Dinge waren also schon geschehen, weshalb sollten sie sich nicht wiederholen? Die junge Dame hatte aufgeregt genug ausgesehen, um eben Alles von ihr gewärtig zu sein. Und daß eigens sie, die trostlose Wittwe, solches Unglück treffen

sollte, wen konnte das noch Wunder nehmen? Stimmte es nicht zu allem Uebrigen?

Das war ein weites Feld und die Schnitterin unermüdlich im Mähen. Sie malte sich diesen Gedanken in all' seinen erdenklichen Schrecknissen aus, wie die Leiche zuerst gefunden wird, wie dann am folgenden Morgen die Todtenschau, in Gegenwart der Jury, im kleinen Hinterzimmer stattfindet, und so fort und fort verfolgte sie dieses Thema in jedem Detail mit allem Eifer, der solchen Grillenfängern eigen ist. Die gewaltige Aufregung, in die sie sich schließlich gebracht, gab ihr endlich den Muth, dem Gespenst, das sie heraufbeschworen, entgegenzutreten. Hastig ergriff sie einen Leuchter, eilte über den kurzen Corridor, öffnete mit großer Entschlossenheit die Thür und trat ein.

Fräulein Lavinia erwachte zu vollem Bewußtsein, sprang vom Sopha auf und fragte:

„Sind Sie es, Grace? Wie Sie mich erschreckt haben!"

„Gerechter Himmel! sie spricht irre," dachte Frau Tamplin und nahm diese neue Befürchtung mit gewisser Ruhe auf, weil sie glücklich war, daß sich die erste nicht verwirklicht hatte. Freundlich an das Sopha herantretend, sagte sie: „Ich bin es ja nur, die Frau Tamplin, die Ihnen Licht bringt. Sind Sie unwohl, Fräulein?"

„O nein, ich danke Ihnen, ich bin nicht krank, es ist nur etwas Schwindel und Uebelkeit, sonst nichts," antwortete Lavinia, sich wieder setzend.

„Sie haben doch hoffentlich nichts eingenommen, was diesen Zustand herbeiführen konnte?“ fragte die Wirthin beunruhigt.

Lavinia schüttelte verneinend mit dem Kopfe.

„Sind Sie aber auch ganz sicher?“ fuhr Frau Tamplin noch dringlicher fort.

„Ganz sicher,“ wiederholte das arme Mädchen, indem es voll Erstaunen zur Wirthin aufblickte. „Wie kommen Sie auf diese Frage?“

„Manchmal, das wissen Sie wohl selbst,“ stammelte die Wittwe, fast beruhigt durch Lavinia's offenen Ausdruck — „manchmal, was wir essen oder trinken — ich meine, manchmal bekommen uns die Speisen nicht, die wir genossen haben — aber Sie klagen nicht über Kopfschmerzen?“

„Doch etwas.“

„Das verriethen mir Ihre Augen. Ich bin nämlich ein halber Doktor und zwar aus eigener Erfahrung, denn es giebt keine Beschwerde, an der ich nicht selbst schon gelitten hätte, so daß ich wirklich, was die Gesundheit anbetrifft, ein wahrer Lazarus bin. Darf ich Ihnen einmal nach dem Puls fassen? Gerechter Himmel! was fehlt Ihnen nur? Ihre Hände sind kalt wie Eis.“

Wenn der erschreckten Wirthin Hände auch nicht kalt waren wie die Lavinia's, so zitterten sie doch vor banger Sorge.

„Mich fröstelt's,“ sagte Lavinia; „ich will mich

ruhig niederlegen, dann wird mir schon wieder wohler werden."

Aber Frau Tamplin war anderer Meinung. Mit solchem Fieberfrost, meinte sie, sei nicht zu spaßen, man thäte am besten, nach einem Arzt zu schicken. Diesem Vorschlage widersetzte sich Lavinia mit aller Kraft, die in ihrer Mattigkeit ihr noch geblieben war, während Frau Tamplin mit der Energie der Verzweiflung ihren Willen durchzusetzen strebte.

„So thun Sie es meinetwegen, Fräulein, da wir einander ganz fremd sind. Ich glaube schon, daß es nichts auf sich hat, aber es macht mich ganz elend, wenn ich nicht volle Klarheit über Alles habe, und am Ende ist es kein so großes Opfer, einen guten, freundlichen Arzt auf ein paar Minuten bei sich zu sehen. Wir haben einen Doktor im Nebenhause, der beim ersten Blick schon wissen wird, was Ihnen fehlt. Wir nennen ihn Doktor, obgleich er nur Wundarzt ist, aber aus einem ganzen Dutzend von Aerzten könnte man noch nicht seines Gleichen machen, wenn jene sich auch nicht schämen, eine Guinee für den Besuch zu rechnen, während er nur einen halben Kronenthaler mit der Medizin berechnet. Und ein halber Kronenthaler kann Niemand ruiniren. Ja, ja, ich sehe schon, ich darf nach ihm schicken. Das nenne ich mir doch noch ein gutes Kind! Ich werde gleich wieder bei Ihnen sein."

Die arme Lavinia, die ihren Kopf kaum heben konnte, fühlte sich so schwach und krank, daß sie der

quälenden Wittwe nachgab, um nur deren lästigem Geschwätz ein Ende zu machen.

Frau Tamplin wußte wohl, was sie that, sie war die ärztliche Konsultation ihrer Mietherin und sich schuldig, denn wieder wurde sie von einer neuen Besorgniß gemartert, von der nur der kundige Blick des Doktors sie befreien konnte. Sie hatte in den Todtenberichten der vergangenen Woche einige Cholerafälle verzeichnet gefunden, freilich nur in den Londoner Hospitälern, seitdem war sie jedoch die Befürchtung nicht mehr los geworden, jene entsetzliche Krankheit werde epidemisch auftreten und ganz London verheeren. Als sie nun zu ihrem Schrecken trotz der heißen Witterung die Hände ihrer Mietherin kalt und steif fand, wie konnte sie noch zweifeln, da kalte Hände bekanntlich eins der ersten Symptome der Cholera sind und die furchtbare Geißel unfehlbar dem Lande bevorstand, daß gerade in ihrem Hause die Seuche ausbrechen und eins der ersten Opfer fordern werde.

Herr Duncan mußte geahnt haben, man werde seiner Hülfe bedürfen, und deshalb vorbereitet sein, denn kaum hatte die schreckensbleiche Wittwe Lavinia's Zimmer für ein paar Minuten verlassen, als ein kleiner, untersetzter Mann mit ungewöhnlich dickem Kopfe bei stark hervortretenden stieren Augen, die zottige Augenbrauen überschatteten, und an dessen Fingerwurzeln förmliche Haarbüschel befremdend auffielen, ungestüm in das Zimmer und mit den Worten an das Sopha trat:

„Ist das die Person? Nun, wie geht es uns?"

Lavinia blickte verwundert und entsetzt auf das fratzenhafte, schielende und ungewöhnlich häßliche Gesicht, das sich über sie gebeugt hatte, und begann ihren Zustand zu schildern.

Der possirliche kleine Mann unterbrach sie sofort mit der Bemerkung: dessen bedürfe er nicht; er kümmere sich nicht um Symptome, sondern forsche gleich nach der Wurzel des Uebels.

„Haben wir schon die Masern gehabt?“ fragte er. „Ja, gut, ich dachte mir's wohl, und würde wetten, daß wir auch schon den Keuchhusten gehabt haben?“ So viel sie sich erinnere, antwortete Lavinia, habe sie ihn als ganz kleines Kind gehabt. „Sehr gut; aber ich würde mich nicht wundern, wenn wir in letzter Zeit von Niedergeschlagenheit und Trübsinn gelitten hätten?“ Es ließ sich das, ohne jeden prophetischen Blick, aus den abgehärmten Zügen und der Trauerkleidung der Patientin leicht entnehmen.

„Und wie sieht unsere Zunge aus? — Hat Alles seine Richtigkeit,“ und es war ihm klar wie der Tag, daß nur das Gemüth etwas gelitten hatte. „Sie können sich ganz beruhigen und auch Sie, Frau Tamplin; wir werden bald wieder auf den Beinen sein und lustig wie immer. Lassen Sie die Molly zu mir herumkommen, ich werde der Patientin ein Pulver verschreiben, das sie in einem Glase heißen Wassers mit Brandy zu nehmen hat, aber das Getränk muß sehr heiß sein und je stärker je besser. Und Sie, mein

Kind," sagte der Doktor, sich an Lavinia wendend, „müssen vor Allem fröhlich sein und alle trüben Gedanken verscheuchen. Hören Sie?"

Mit diesen Worten verließ der gepriesene Aeskulap freundlich grüßend das Zimmer, höflich hinaus begleitet von der pessimistischen, schwermüthigen Wirthin.

Das kurze Gespräch, das der Arzt und die Wittwe im Hause flüsternd führten, mußte sehr zur Zufriedenheit der letzteren ausgefallen sein, denn sie kehrte in so guter Stimmung zu Lavinia zurück, daß sie auf die Möglichkeit einer schnellen Genesung, in acht bis vierzehn Tagen vielleicht, hindeutete. Später gab Frau Tamplin selbst ihrem Schützling das von Herrn Duncan verordnete Getränk ein und sah darauf, daß es bis auf den letzten Tropfen geleert wurde. Fräulein Jones schlief gleich darnach ein und schlief die ganze Nacht hindurch ohne Unterbrechung. Sie erwachte am folgenden Morgen wesentlich erfrischt und wollte aufstehen; Frau Tamplin aber schalt das eine Unbesonnenheit und ließ es nicht zu. Als Herr Duncan seine Patientin besuchte, stimmte er der vorsichtigen Wittwe vollkommen bei, und es verging eine ganze Woche, ehe Fräulein Lavinia Erlaubniß erhielt, das Bett zu verlassen. Diese gezwungene Muße suchte sie bestens zu nützen, denn der Himmel weiß, daß es ihr an ernsten Gedanken und sorgenvollen Erwägungen die langen Tage auszufüllen nicht fehlte. Sie hatte ihr altes Selbst aufzugeben und gleichsam einen neuen Menschen anzuziehen, der in ihre neuen Verhältnisse hineinpaßte;

ein in ihrer gegenwärtigen Situation besonders schwieriges, mit der Vergangenheit eng verknüpftes Verhältniß umzugestalten und sich einen Lebensberuf zu schaffen, mit dem Hinblick auf eigenen Erwerb. Durch die vielen einsamen Stunden und stillen Tage, in denen sie ernst mit sich zu Rathe gegangen, war die jetzige Lage ihr klarer geworden; nur hatte sie noch keine Ahnung, wie sie sich einen Lebensunterhalt begründen könne. Nicht etwa, daß sie große Schwierigkeiten in dieser Hinsicht voraussah, dazu kannte sie die reale Welt und deren rauhe Seiten viel zu wenig, und war zu sehr von Herrn Jones' Lieblingswort durchdrungen, „daß, wo der rechte Wille sei, werde der rechte Weg sich schon finden;" aber es fehlte ihr an jeder praktischen Erfahrung und sie bedurfte Jemand, der ihr die Fährte wies und auf dessen Rath in Geschäftssachen sie sich verlassen konnte. Lavinia hatte wohl gelegentlich erwähnen hören, daß junge gebildete Damen, bei veränderten Vermögensverhältnissen, Erzieherinnen geworden seien, und nun fragte sie sich, ob sie im Stande sein würde zu unterrichten, und bezweifelte das nur zu sehr. Von Gouvernanten erwartet man, daß sie Alles wissen und Alles können, und sie war kaum in einem Fache so bewandert, daß sie es wagen durfte, als Lehrerin für dasselbe aufzutreten. Sie dachte an Musik, auch an französischen und italienischen Sprachunterricht, aber würde das allein genügen?

Lavinia's Bestreben, ihre Ansprüche ihren ärm-

lichen Verhältnissen und ihrer niederen Lebensstellung anzupassen, blieb nicht erfolglos. Die vielfachen Prüfungen, die sie während der letzten Monate erlebt, hatten sie zum Nachdenken gezwungen, ihre Einsicht gereift und sie die Pflichten und die moralische Verantwortlichkeit erkennen lassen, die das Leben jedem Menschen auferlegt. Selbst schon in Rom, als noch versunken in das eitle Welttreiben weder Schmerz noch Gram ihr Herz je getrübt hatten, waren ihr oft plötzlich Gewissensbisse gekommen, wenn Paolo in seiner gefesteten Weise ihr von jenen heiligen Pflichten und jener höheren Verantwortlichkeit gegen sich selbst zu sprechen pflegte. In welch' trübem Lichte erschien ihr jetzt das Leben, das sie bisher geführt, wenn man überhaupt solch' zweckloses Umherflattern, solch' Folgeleisten kindischer Einfälle und nutzlose Beschäftigung, das ihre Tage ausgefüllt, mit dem Worte Leben bezeichnen durfte. Und hätte sie dadurch nur Niemand als sich selbst geschadet, so würde ihr das noch wie ein Glück erschienen sein; aber diesem tröstenden Gedanken konnte sie sich nicht hingeben, denn sie wußte, daß sie Anderen Unrecht gethan, gegen Einen wenigstens ein unverzeihliches und nie wieder gut zu machendes Unrecht begangen hatte. Konnte sie deshalb auch nur einen Augenblick bedauern eine Lebensstellung verloren zu haben, deren Erinnerung sie nicht nur mit Scham, sondern leider auch mit Reue erfüllte? Mußte sie nicht im Gegentheil der Vorsehung danken, die, indem sie sie herabgeschleudert hatte von ihrer scheinbaren Höhe,

sie zwang ein neues Leben zu beginnen und ihr dadurch Mittel und Wege wies, die Vergangenheit zu sühnen?

Wir erwähnten vorhin eines besondern schwierigen Verhältnisses, das Lavinia viel Ueberlegung kostete, bis sie schließlich auch darüber zu festem Entschluß gelangte. Wir meinen ihre Beziehungen zu Lady Augusta, der Freundin, an welche ihre vertrauten Briefe aus Rom gerichtet waren. Ihre Freundschaft schrieb sich aus ihren frühesten Mädchenjahren her, wo sie gemeinschaftlich in einem eleganten Pensionat erzogen wurden, und hatte ungeschwächt bis jetzt fortgedauert. Aus einem großen Kreise sogenannter Freundinnen war Lady Augusta, nach dem Tode der Frau Jones, die Einzige gewesen, die sich nicht begnügt hatte Kondolenzkarten oder formelle Kondolenzbriefe zu schicken, sie hatte vielmehr ihre Jugendgespielin mehrfach besucht und derselben aufrichtige Theilnahme bewiesen über den herben Verlust, der sie betroffen. Es dürfte daher das Natürlichste scheinen, ihrer Freundin aus der neuen unglücklichen Lage kein Geheimniß zu machen, ihr vielmehr Alles zu gestehen und sich voll Zuversicht und voll Vertrauen ihr in die Arme zu werfen. Und im ersten Augenblick hatte Lavinia das auch gewollt. Bei reiflicher Ueberlegung hatte dieser Schritt indeß sein Bedenkliches, obschon sie keine Minute zweifelte, daß Augusta ihr, so weit es in ihrer Macht stand, treu zur Seite stehen würde. Aber lag es in ihrer Macht? Würde nicht die zwar sehr höfliche, doch kalte und formelle Gräfin der Tochter entgegentreten und ihr ent-

schiedenes Veto gegen jede weitere Verbindung mit Lavinia einlegen? Eine solche Handlungsweise war mehr als wahrscheinlich, weil die Gräfin aus Liebe zu ihrer Tochter die intime Freundschaft der beiden jungen Mädchen nur geduldet hatte und bei aller freundlichen Herablassung gegen Lavinia deren Verwandten kaum eine hochmüthig beschützende Gönnerschaft zu gewähren beliebte.

Nachdem sie lange jedes Für und Wider in dieser Angelegenheit erwogen hatte, kam sie nach oft erneuten Zweifeln zu dem Schluß, daß sie kein Recht habe, möglicherweise das glückliche Verhältniß störend, zwischen Mutter und Tochter zu treten, oder auch nur der Freundin einen Kampf zwischen Pflicht und Neigung aufzuerlegen. Als Lavinia nach bestem Wissen und Gewissen diesen Entschluß endlich gefaßt hatte, fühlte sie sich nebenher wie von einer Last befreit, daß ihr dadurch ein Geständniß erspart blieb, das sie als eine Schande betrachtete, während es in der That ein Unglück war. Nur einem einzigen Menschen auf der Welt hätte sie Alles sagen können, Alles sagen mögen, ohne vor Scham zu sterben. Das war aber nicht Paolo, nein er nicht, denn sie erinnerte sich sehr wohl, wie streng er einst sowohl über Verleihung von Orden und Ehrenzeichen an Personen, die keiner Auszeichnung werth seien, wie über jeden unverdienten Makel, der unverschuldet auf Einzelnen haftet, geurtheilt hatte. Aber sie erinnerte sich eben so wohl — Gott weiß! mit welcher Beschämung — wie sie seine Ansicht mit

Verachtung zurückgewiesen und hartnäckig an ihren Argumenten festgehalten hatte. Der, den sie als Vertrauten herbeisehnte, bei dem sie auf volle Sympathie und Mitleid rechnen durfte, war Thornton. Selbst von schweren Sorgen gedrückt, war er doch voll Nachsicht und eben so großmüthig als väterlich gegen sie gewesen, so daß ihr Herz bei dem bloßen Rückblick auf seine Güte tiefe Rührung empfand.

Sie zweifelte keinen Augenblick, daß ihm irgend ein Unglück begegnet sein müßte, denn sonst würde er unbedingt geschrieben haben. Sein letzter Brief, der seinen Wohnungswechsel meldete und zugleich seine neue Adresse in der Rue Neuve des Augustins enthielt, war von Anfang Mai datirt. Seitdem hatte Lavinia zweimal an ihn geschrieben, ohne eine Antwort zu erhalten, und dieses Schweigen verkündete nichts Gutes. Fast schien es, als ob sie über Alle, die sie liebte, nur Unglück brächte.

Solch' triste Selbstgespräche wurden öfter als sie wünschte durch Frau Tamplin unterbrochen, die trotz ihres krankhaften Egoismus und ihrer mehr als untergeordneten Natur eine gewisse Gutmüthigkeit besaß, welche sie auf ihre Art auch gegen Lavinia bewies. Abends kam sie häufig mit ihrem Strickzeug in die Krankenstube ihrer Mietherin, wo sie zur Zerstreuung und Erheiterung derselben entweder ein „geheimnißvolles Verschwinden“ von Personen, oder irgend einen neuen „entsetzlichen Selbstmord“ zum Besten gab, nachdem sie selber aus den Blättern der Times, die leider

reich ist an derartigen Mittheilungen, diesen interessanten Stoff geschöpft hatte.

Frau Tamplin schwelgte in Schauer- und Schreckgeschichten, und gleichviel, ob es sich um Feuer, Schiffbruch, Selbstmord oder Hinrichtung handelte, wurde dergleichen neue Kunde am liebsten zu jeder Mahlzeit als angenehme Würze aufgetischt. Passirte doch im ganzen Jahr kein außergewöhnlicher Unglücksfall, den sie nicht abschrieb aus der Zeitung, um ihn sich besser in's Gedächtniß zu prägen.

Zuweilen erzählte die Wittwe auch Lavinia von besseren Tagen, die sie gesehen, verweilte dann in weitschweifigster Weise bei den Verhältnissen, die den Verlust ihres Vermögens veranlaßt, und schloß endlich ihre Mittheilungen mit der Versicherung, wie sie oft selbst nicht glauben könne, daß die stattliche Dame, die in ihrem Hause in Pimlico drei Dienstboten gehabt, mit der Frau, die jetzt in Camden Town Chambre-Garnies vermiethe und nur ein Mädchen für Alles halte, wirklich ein und dieselbe Person sei.

Lavinia hatte es sich zur Pflicht gemacht, ihre Geduld zu üben an ihrer ewig klagenden und ungebildeten Wirthin, der sie stets freundlich und theilnehmend zuhörte. Anfänglich wurde ihr das nicht leicht, mit der Zeit gewöhnte sie sich aber daran, und später dankte sie sogar dem Geschick, das ihr Gelegenheit bot, täglich die Kraft ihrer Selbstüberwindung zu prüfen. Sie ahnte nicht, wie bald ihr in der herzlichen Zuneigung der Frau Tamplin — die nie zuvor ein so geduldig

aufmerksames Ohr gefunden hatte — reicher Lohn erwachsen sollte für ihre Nachsicht. Und in Lavinia's gänzlicher Verlassenheit war selbst der gute Wille eines so unfähigen und kleinmüthigen Charakters, wie der ihrer Wirthin, nicht zu verachten.

Zwölftes Kapitel.

Sobald Lavinia ihr Bett verlassen durfte, schrieb sie an Lady Augusta und an Mortimer. Sie fand es indeß nicht leicht, den extremen Schritt zu rechtfertigen, zu dem sie sich entschlossen hatte, indem sie das Haus des Herrn Jones verlassen, ohne den Pflegevater anzuklagen, noch wollte es ihr ganz gelingen, die Unmöglichkeit einer ferneren Verbindung zwischen sich und der Jugendfreundin darzulegen, ohne auf die Persönlichkeit hinzudeuten, die wahrscheinlich gegen ihren weiteren freundschaftlichen Verkehr Einspruch erheben würde. Endlich gelang es Lavinia, das Nöthige zu sagen und doch dabei Dritte nicht zu kompromittiren. Und sie zog es vor, lieber übereilt, empfindlich oder gar undankbar zu erscheinen, als Anderen in Lady Augusta's Augen zu schaden.

Ueber ihre eigenen Verhältnisse verheimlichte sie natürlich nichts, sondern berichtete Alles der Wahrheit

getreu. Sie erzählte, wie sie kürzlich entdeckt habe weder die Nichte noch sonst eine Verwandte des Herrn oder der Frau Jones zu sein, daß ihre Mutter, die in beschränkten Verhältnissen gelebt hätte, vor vielen Jahren gestorben wäre, und ihr Vater ausgewandert sei, als sie noch ein ganz kleines Kind gewesen, und seitdem nie wieder von sich habe hören lassen. Sie deutete sogar auf ein gewisses Dunkel hin, das über ihrer Herkunft schwebte, hinzufügend, sie möge darüber nicht weiter sprechen, weil es eben so unwesentlich für Andere, als schmerzlich für sie sei, und schloß ihren Brief mit der Versicherung treuer, unwandelbarer Freundschaft, die ihr aus tiefstem Herzen quoll und mit vielen heißen Thränen besiegelt wurde. Mit diesem Briefe nahm sie, wie von der Freundin, so auch von allem bisher Genossenen Abschied, er vollzog gleichsam ihre Scheidung mit der Vergangenheit.

An Thornton richtete sie nur wenige Zeilen, in denen sie sagte, daß sie zweimal, ohne eine Antwort zu erhalten, an ihn geschrieben habe, daß sie ihm viel mitzutheilen hätte, aber nicht eher sich auszusprechen wage, bis er ihr den richtigen Empfang dieses dritten Schreibens angezeigt, was hoffentlich bald geschehen werde. Und der Brief kam in seine Hände, wurde aber leider, wie die früheren, von dem Empfänger entweder nicht gelesen, oder doch gar nicht beachtet. Lavinia hatte beide Briefe nur mit ihrem Vornamen, der ihr gehörte, unterschrieben und beschloß, sich nie

mehr Jones zu nennen, sondern den Familiennamen ihrer Mutter, Holywell, zu führen.

Nun galt es vor Allem sich für einen Erwerbszweig zu bestimmen und keine Minute länger zu verlieren. Daß sie sich durch Zeichnen oder Malen keinen Lebensunterhalt schaffen könne, wußte sie wohl, da Landschaften fast ausschließlich verlangt wurden und sie jeder Uebung für die Landschaft ermangelte. Allerdings hätte sie Köpfe und Figuren kopiren können, aber wo sollte sie die Originale hernehmen und wie die Auslagen für Pinsel, Farben, Leinwand ꝛc. bestreiten? Deshalb schien ihr Handarbeit, die nur geringe Auslagen vor dem Verdienst erfordere, ein besserer Erwerb für sie. Aber leider war sie nicht allzu bewandert im Wäschenähen, indeß konnte sie gut häkeln und auch in Tapisserie und Weißstickerei durfte sie sich nicht ungeübt nennen. Sie überlegte nun hin und her, wobei sich wohl am meisten verdienen ließe, da ihr aber in dergleichen Dingen jede Erfahrung fehlte, wendete sie sich schließlich mit der Bitte um Rath an Frau Tamplin.

Diese ehrenwerthe Matrone nahm einen sehr bedenklichen Ausdruck bei der betreffenden Frage an und versicherte, daß dergleichen Handarbeiten äußerst schlecht bezahlt würden, wenn man überhaupt Abnehmer dafür fände. Der Markt sei mit diesen Artikeln überschwemmt, die enorme Konkurrenz habe den Lohn mehr und mehr verringert und die Kaufleute drückten die armen Arbeiter nur zu sehr.

„Dann will ich meine Frage anders stellen," sagte Lavinia. „Für welche von diesen Arbeiten — Häkeln, Weißstickerei oder Tapisserie — finde ich am leichtesten einen Käufer?"

„Ich glaube für Weißstickerei, wenn sie fein und nach der neuesten Mode gearbeitet ist," antwortete Frau Tamplin. „Das verdirbt aber in kürzester Zeit die Augen ganz und gar, und bringt so wenig ein, daß ich lieber auf der Straße Steine klopfen, als Mullstickereien machen möchte."

„Wie viel kann wohl eine ziemlich gute Arbeiterin dabei den Tag verdienen?" fragte Lavinia, die sich nicht entmuthigen ließ.

„Höchstens acht bis zehn Pence, das heißt, wenn sie zwölf Stunden arbeitet. Von ganz vortrefflichen Arbeiterinnen sagt man, daß sie es bis zu einem Schilling den Tag bringen, aber das sind Ausnahmen."

„Kann denn eine Arbeiterin von einem Schilling den Tag leben?" fragte Lavinia erschreckt.

„Es ist ein Wunder, wenn sie es kann," entgegnete Frau Tamplin; „und da Wunder nicht eben Alltagswaare sind, hört man von so vielen jungen Mädchen, die vor Hunger sterben oder moralisch untergehen. Die Konkurrenz ist zu groß. Für die Männer giebt es mehr Wege, sich ihr Brod ehrlich zu erwerben, wenn es auch für sie, Gott weiß es, oft schwer genug ist. Die Frauen dagegen können nur zur Nadel ihre Zuflucht nehmen, und die Folge davon ist, daß mehr Arbeiterinnen da sind als Arbeit. Ein Handlungshaus

in der City, mir ist der Name entfallen, zeigte vor Kurzem an, daß es fünfzig Arbeiterinnen beschäftigen wolle. Was glauben Sie, wie viele sich meldeten? Nicht weniger als siebenhundert, mein liebes Fräulein, denken Sie nur siebenhundert, also vierzehnmal so viel als verlangt wurden."

Wahrscheinlich sah Lavinia bei dieser Nachricht nicht besonders erfreut aus, denn Frau Tamplin fügte schnell hinzu:

„Ich hoffe, Sie fragen nicht für sich selbst nach diesen Verhältnissen?"

Statt einer Antwort nickte Lavinia nur traurig zustimmend mit dem Kopfe.

„Ach, gutes Fräulein, steht es so schlecht mit uns?" rief die Wittwe mit mehr Gefühl, als man dieser Frau, die in ihrer peinlich ängstlichen Weise nur zu erfüllt war von den eigenen Interessen, zugemuthet hätte. „So jung, so hübsch und elegant! Was soll nur aus Ihnen werden?"

„Er, der die Vögel unter dem Himmel nähret, die nicht säen, nicht ernten und doch sammeln in die Scheunen — er wird auch für mich Sorge tragen," antwortete Lavinia. „Stirbt doch keins von Gottes Geschöpfen aus wirklicher Noth oder aus Mangel an Nahrung."

„Gerechter Himmel! Wo kommen Sie denn her?" fragte Frau Tamplin, in vollem Erstaunen die Hände zusammenschlagend. „Was die Sperlinge anbetrifft, darüber habe ich kein Urtheil; daß aber im letzten

Jahre dreihundertachtundfünfzig von Gottes Geschöpfen allein in unserer gesegneten Hauptstadt vor Hunger und Noth gestorben sind, das weiß ich aus den Zeitungen. Sie scheinen das nicht zu glauben? Nun so will ich es Ihnen gedruckt, schwarz auf weiß zeigen, um es zu beweisen. Wo ist das Blatt nur hingekommen?" murmelte Frau Tamplin, als sie in den verschiedenen Schiebladen ihres Schreibepultes umherkramte, in denen sie dergleichen traurige Notizen aufbewahrte. Ach sehen Sie, hier ist es, ich habe es aus den Wochenberichten ausgeschnitten: Sterblichkeit, verursacht durch Mangel an Nahrung, Kleidung und Kälte: im Jahre 1853, 358. Lesen Sie es selbst."

Lavinia, die dieser Unterhaltung ein Ende zu machen wünschte und sich nach frischer Luft sehnte, fragte, wo sie wohl am nächsten hier die Zuthaten zu Stickereien kaufen könne? und ging bald darauf aus, um sich dieselben zu besorgen. Die Mittheilungen der Frau Tamplin hatten sie erschreckt und muthloser gemacht, als sie bis jetzt gewesen war. Wohl konnte die Wittwe mit Recht Lavinia verwundert fragen, von wo sie herkäme? Denn es ist in der That merkwürdig, wie wenig die jungen Damen der vornehmen Welt von der nicht vornehmen, aber deshalb nicht weniger wahren Welt wissen!

Wie kann eine junge Dame, die vor jeder rauhen Berührung mit dem Volke durch die Equipage und ihrer Diener behütet ist, der auch im Auslande die

ehrerbietige Achtung begegnet, die der Reichthum gebieterisch einflößt, welche im Vaterlande nur Behagen, Eleganz und Vergnügen kennen gelernt, die in jedem Hause, in jeder Familie, mit der sie verkehrt, ihres Gleichen und gleichen Luxus findet, wie könnte solche Dame nach ihren Erfahrungen anders urtheilen, als daß diese Welt die beste und glücklichste aller Welten sei? In ihrer Gegenwart wird nur von der Größe, der Macht und dem unvergleichlichen Wohlstand des Landes gesprochen, während man alle unangenehmen Verhältnisse, die einen Schatten auf das glänzende Bild werfen könnten, geflissentlich vermeidet. Die Zeitungen und Romane, die man der eleganten Jugend zu lesen gestattet, oder richtiger, die sie durchblättert, — denn einer Dame der sogenannten guten Gesellschaft fehlt es immer an Zeit — sind meisthin voll von dem Thun und Treiben der vornehmen Welt und Moschusgerüchen, und darauf berechnet, die vorhandenen Illusionen noch zu erhöhen, während Schilderungen der harten Wirklichkeit, falls ihr dieselben vielleicht zufällig in den Romanen von Dickens oder Thakeray in die Hand gerathen, so gar nicht mit ihrem Gedankengange, ihrem Gefühl und ihren Erfahrungen übereinstimmen, daß sie sie entweder für erfunden hält oder doch für gewaltige Uebertreibung, die nur des Effektes halber geschrieben sind.

Dies war auch ungefähr Lavinia's Standpunkt, der durch Frau Tamplin's furchtbare Schilderung der Wirklichkeit gewaltsam erschüttert wurde. Wie man

auf dem Schlachtfelde von der Zahl der Verwundeten ungefähr auf die Zahl der Todten schließt, so schloß die arme Lavinia von der grausigen Ziffer der im Elend Gestorbenen auf das namenlose Unglück, das es geben müsse. Es däuchte sie trostlos, und ein tiefes Mitgefühl für die Armen, eine wahre Sehnsucht, ihnen beizustehen und zu helfen, bemächtigte sich ihrer. Ach, wenn sie früher davon gewußt, es früher geahnt hätte, als sie noch die Mittel besaß, wirksam helfen zu können! Wie viel Unheil hätte sie verhüten, wie viel Gutes zu stiften vermocht! O, daß sich ihr eine Gelegenheit böte, die neue Kraft, die sich in ihr regte, werkthätig zu bekunden!

Als Frau Tamplin am folgenden Morgen ihre Einwohnerin begrüßte, lag ein gewisses Etwas in ihrem Wesen wie in ihrer Stimme, das Lavinia ermuthigte, sie sofort um Rath zu bitten.

„Wollen Sie mir gestatten," hub sie an, „einige Fragen an Sie zu richten, und wollen Sie mir gefälligst beistehen mit Ihrer Erfahrung?"

Wer hätte schon je verweigert Rath zu ertheilen? Und so wurde auch in diesem Falle das fragende Anliegen freundlich aufgenommen und Lavinia begann darauf folgendermaßen:

„Ich habe malen gelernt, spreche französisch, deutsch und italienisch mit ziemlicher Geläufigkeit, und man behauptet, daß ich besser spielte und sänge als die meisten Dilettanten. Glauben Sie nun, daß diese geringen Fertigkeiten mich zu einer Gouvernante qualifiziren?"

„Ganz gewiß, wenn Sie es mit verständigen Menschen zu thun hätten. Aber es wird jetzt zu viel verlangt und steht mit den Gouvernanten im Grunde nicht besser, als mit den Arbeiterinnen. Zu einer Vakanz melden sich wohl fünfzig Damen und mehr, und eine gute Gouvernantenstelle ist wie ein Lotteriegewinnst, etwa wie eins zu neunundneunzig, und wie gering ist heutzutage das Gehalt! Gewöhnlich müssen die armen Mädchen ihre Wäsche selbst bezahlen, dabei immer gut gekleidet sein, — ihrer Stellung angemessen, wie es heißt — um mit ihren Schülerinnen ausgehen und Abends im Salon erscheinen zu können. Dazu das mühevolle, freudlose Leben einer Gouvernante, stellen Sie es sich nur einmal vor! Für solch armes Geschöpf giebt es blos Arbeit und keine Erholung; bittet die Gouvernante um eine freie Stunde, so behauptet die Dame des Hauses sie unmöglich entbehren zu können. Und die schlechten Stuben, nein die Löcher, in denen sie schlafen müssen, oft selbst ohne Kamin, und gar der Thee, den man ihnen zu trinken zumuthet! Es ist schrecklich!" schloß Frau Tamplin ihre nicht allzu rosige Beschreibung des Gouvernantenlebens, und fügte dann noch hinzu: „Ich selbst kannte eine Dame, die eine Erzieherin im Hause hatte, und ich werde nie, so lange ich lebe, den resignirten und vergrämten Ausdruck des armen Wesens vergessen; mein Herz blutete, so oft mein Blick auf das bleiche Antlitz fiel."

„Giebt es denn nichts Anderes, was ich ergreifen

könnte, keine andere Stellung, keinen Erwerbszweig für gebildete junge Mädchen?"

„Meines Wissens nicht, außer der Stellung als Gesellschafterin; aber meiner schlimmsten Feindin würde ich das nicht wünschen. Die Damen, die Gesellschafterinnen nehmen, sind gewöhnlich alt, krank und reizbar, und Sie würden in einer solchen Position noch mehr das Gefühl der Gefangenschaft haben, als wenn Sie Gouvernante würden. Die Erzieherinnen kommen doch wenigstens täglich in's Freie, wenn sie mit ihren Zöglingen spazieren gehen. Als Gesellschafterin aber nimmt man unbedingt an, daß Sie nichts bedürfen, was ihre Dame nicht bedarf. Ist die nun nicht geneigt, auszugehen oder auszufahren, so versteht es sich von selbst, daß Sie auch ohne Bewegung und frische Luft leben müssen; man erwartet von Ihnen, daß Sie vorlesen, bis Ihnen die Stimme versagt, daß Sie Ihre Dame unaufhörlich amüsiren und stets um sie beschäftigt sind, als ob Sie deren eigener Schatten wären. Da möchte ich noch lieber Krankenwärterin sein, denn selbst denen gesteht man doch noch einen eigenen Willen zu."

Lavinia schwieg eine Weile, denn bei Frau Tamplin's letzten Worten war ihr eingefallen, daß sie einmal einen Bericht gelesen oder doch wenigstens gehört habe von einer Anstalt, in der Krankenwärterinnen ausgebildet würden, und sie versuchte sich das Nähere über die Sache in's Gedächtniß zurückzurufen.

„Sie haben mich auf einen guten Gedanken ge-

bracht, Frau Tamplin; ich werde mich zur Krankenwärterin ausbilden."

„Weiß es Gott, daß es mir nicht in den Sinn gekommen ist, Ihnen einen so lächerlichen Vorschlag zu machen."

„Es ist durchaus kein lächerlicher Vorschlag, sondern ein guter Einfall. Ich entsinne mich, daß es ein Institut giebt, in denen Krankenwärterinnen herangebildet werden, und dessen Eleven, oder wie man sie sonst nennen mag, verschiedene Prüfungen zu bestehen haben, nach deren Absolvirung man sie in die Hospitäler schickt oder wo man sonst ihrer bedarf."

„Krankenwärterin in einem Hospital wollen Sie werden!" rief Frau Tamplin ganz konsternirt. „Kein Mensch, der sich seines gesunden Verstandes erfreut, würde Sie dazu wählen. Zuerst — nehmen Sie es mir nicht übel, denn ich meine es gut mit Ihnen — sind Sie viel zu hübsch, um selbst in einem Krankenhause sicher zu sein, diese Welt ist nun einmal noch kein Himmel, und außerdem, wären Sie auch eben so häßlich als Sie hübsch sind, scheinen Sie mir nicht stark genug für die schwere und harte Arbeit, die in den Hospitälern Jeden erwartet."

Obgleich Lavinia nicht begriff, in welchem Zusammenhange ihr Aeußeres mit einer Welt stehe, die noch kein Himmel sei, so traute sie ihrem eigenen Urtheil indeß jetzt zu wenig, um auf die Sache näher einzugehen, sondern kehrte zu ihrem ersten Gedanken zurück und fragte:

„Also glauben Sie wirklich, daß ich befähigt wäre Gouvernante zu werden?“

Frau Tamplin bejahte das mit Bestimmtheit.

„Und können Sie mir sagen,“ fuhr Lavinia fort, „welche Schritte ich wegen einer zu erlangenden Stelle einschlagen muß?“

„Sie scheinen aber in der That,“ sagte Frau Tamplin erstaunt, „von der Welt nicht mehr zu wissen, als ein neugeborenes Kind. Das Einfachste ist natürlich, daß Sie sich an Ihre Verwandten und Freunde wenden, oder sonst an Jemand, der Interesse für Sie hat, und bitten, man möge im Bekanntenkreise sich nach einer Stelle für Sie umsehen.“

„Und wenn ich keine Freunde, keine Verwandten habe, Niemand habe, der Theil an mir nimmt?“ fragte Lavinia, während große Thränen in ihren Augen perlten.

„Aber das ist ja unmöglich! Jeder hat doch Angehörige,“ entgegnete Frau Tamplin sichtlich beunruhigt. „Wir Menschen schießen doch nicht wie Pilze aus der Erde, fassen Sie sich nur und besinnen Sie sich in aller Ruhe.“

Lavinia schüttelte traurig und voll innerer Verzweiflung ihr schönes Haupt; zwei dicke Thränen rannen von ihren Wangen hernieder.

„Bitte, liebstes Fräulein, hören Sie doch auf zu weinen,“ sagte Frau Tamplin, die sehr leicht zu Thränen gerührt war und die Gefahr der Ansteckung fürchtete. „Glauben Sie mir, Thränen helfen zu nichts, und Sie

werden selbst wissen, daß ohne irgend welche Empfehlungen nichts in der Welt zu erlangen ist. Sie müssen doch aber zweifellos Freunde haben, auf die Sie sich beziehen können, denn ohne Jemand, der Auskunft über Sie zu ertheilen vermag, engagirt Sie keine sterbliche Seele."

Lavinia trocknete ihre Thränen, und jede Spur von Bewegung niederkämpfend, sagte sie ruhig:

„Seien Sie mir nicht böse, wenn ich Sie mit noch einer Frage, es soll aber auch die letzte sein, belästige. Giebt es denn gar kein Mittel, gar keine Agenten, an die Personen in meiner Lage sich wegen einer Stelle wenden können?"

„O ja, z. B. ein Inserat in die Zeitungen," entgegnete Frau Tamplin; „aber ich kann Ihnen dazu nicht rathen, weil Anzeigen in den Hauptblättern theuer sind und in Ihrem Falle es nur verlorenes Geld sein würde, oder ich müßte mich sehr irren. Da wäre es noch besser, täglich die Anzeigen in einer oder der andern Zeitung durchzusehen, bis Sie eine Annonce finden, die Ihnen ansteht, und dann können Sie sich entweder persönlich oder brieflich, wie es verlangt wird, melden; aber ich muß wiederholen, daß jede Bewerbung kaum der Mühe werth ist, wenn Sie Niemand haben, auf den Sie sich berufen können."

Lavinia war trotzdem entschlossen, ihr Glück zu versuchen, obschon sie der Frau Tamplin Bedenken vollkommen einsah und begründet fand. Auch zweifelte sie durchaus nicht, daß in den meisten Fällen ihre Be-

mühungen erfolglos bleiben würden; dennoch hoffte sie vielleicht die rechte Person zu finden, eine mitleidige Frau oder eine liebevolle Mutter, der der Gedanke allein, eine Waise vor sich zu haben, die einsam und verlassen in der Welt dastehe, ein ausreichender Beweggrund sein würde, sich ihrer anzunehmen. Den nächsten Morgen ließ sich Lavinia die Times holen und hatte kaum einige Spalten der Anzeigen durchgesehen, als sie glaubte, bereits das Richtige für sich gefunden zu haben. Sie las: „Eine Gouvernante wird für eine stille und häuslich lebende Familie auf dem Lande gesucht ꝛc. Schriftliche Meldungen werden erbeten.“ Lavinia war von Anfang an entschlossen gewesen, sich nur um eine Stelle auf dem Lande oder im Auslande zu bewerben, weil sie in London zu bekannt zu sein glaubte, um nicht peinliche Begegnungen fürchten zu müssen, und bei dem bloßen Gedanken, Herrn Jones z. B. wieder zu sehen, durchrieselte sie es wie Fieberfrost. Sofort schrieb sie unter der angegebenen Chiffre wegen der oben erwähnten Stelle und erwartete voll Ungeduld, bald hoffend, bald fürchtend, eine Antwort auf ihren Brief, und jedes laute, zweifache Klopfen der Postboten an den Nachbarhäusern der Straße machte ihr Herz erbeben. Indeß Tage, ja eine Woche verging, ohne daß der ungeduldig Harrenden eine Antwort zu Theil wurde.

Da entschloß sich das arme Mädchen, auf eine andere Anzeige hin sich zu melden, in der eine Gouvernante, die deutsch, italienisch und französisch spreche,

für eine Familie, welche in's Ausland reisen wollte, gesucht wurde. Nähere Auskunft wird ertheilt in Hydepark-Place, täglich von drei bis fünf Uhr, hieß es am Schluß. Von Camden Town nach Hydepark-Place ist eine förmliche Reise, und in größter Aufregung begab sich Lavinia dorthin. Wer Aehnliches nicht erfahren hat, kann sich nur schwer in die Empfindungen eines Mädchens versetzen, das selten zu Fuß und niemals allein auf der Straße gewesen ist, und wird daher sich kaum eine Vorstellung von dem physischen und geistigen Unbehagen zu machen im Stande sein, das Lavinia beänstigte, als sie sich zum ersten Mal durch die lärmenden, gedrängt vollen Straßen Londons ihren Weg bahnen mußte.

Sie wurde indeß muthiger, da sie das Gewühl in den Straßen weniger groß fand, als sie gefürchtet hatte, bis sie nach New-Road kam, wo sie durch das Aneinanderfahren mehrerer Wagen und durch die Menschenmenge, die diesem Schauspiel mit Neugier und Behagen zuschaute — genöthigt wurde, ebenfalls stillzustehen. Ein lärmender Streit hatte sich zwischen den verschiedenen Kutschern entwickelt, deren Blicke, Worte und Geberden sie so kannibalisch wild erscheinen ließen, daß man sie für Alles eher als civilisirte Christen hätte halten können. Sie fluchten, schimpften und drohten einander mit ihren Fäusten und Peitschen, daß die arme erschreckte und geängstigte Lavinia in der That einen langen Kampf fürchtete. Die Kutscher nahmen es aber, nachdem der erste Sturm ausgetobt,

nicht so ernst und fuhren, als sie ihre Räder ungefährdet sahen, wieder weiter, als ob nichts passirt wäre.

War es eine Täuschung ihrer erregten Phantasie, oder blickten sie wirklich die Vorübergehenden immer aufmerksamer und schärfer an, je mehr sie sich dem Westend näherte? War es denn möglich, daß die gebildete Welt sich dadurch hervorthat? Ja, leider lag keine Täuschung vor, sondern es war eine Thatsache, und nicht die Handwerker, nein, die eleganten Herren erlaubten sich diese Unart. Einer nach dem andern, als sie an ihr vorübergingen, hefteten ihre Blicke in unerlaubter Weise auf sie, bemühten sich, ihre Gesichtszüge durch den Schleier zu erspähen, und viele lorgnettirten sie sogar auf das beleidigendste, und von zehn Herren, die mit ihr die Straße entlang gingen, versuchten wenigstens fünf Schritt mit ihr zu halten, sie unausgesetzt über die Schulter hinweg anzugaffen, und wenn sie dann endlich, dieses vergeblichen Manövers satt, sie hinter sich ließen, schauten sie sich wieder und immer wieder nach ihr um. Trotz ihres dichten Schleiers und ihrer auf das Trottoir gehefteten Blicke, merkte Lavinia dennoch das dreiste Gebahren der beau monde. Und als sie sich dem Regent-Circus näherte, vertrat ein großer, blonder Stutzer mit starkem Backenbart ihr derart den Weg, daß sie, um nicht ihrerseits ebenfalls stehen zu bleiben, sich genöthigt sah, um ihn herum zu gehen. Kaum aber hatte sie Zeit gehabt nach diesem Schreck aufzuathmen, als er sich schon

wieder neben ihr befand; vergeblich beschleunigte sie ihre Schritte, es half ihr nichts, denn er that desgleichen, oder ging noch schneller, um, sich nach ihr zurückschauend, sie zu erwarten. Es wurde ihr ganz schwarz vor den Augen, sie eilte quer über die Straße hinweg, ohne auf Pferde und Wagen zu achten, und lief in ihrer Entrüstung und Verzweiflung immer schneller. Schreck und Indignation kämpften in ihrer Seele mit einander und jagten sie gewaltig vorwärts. Waren das die hochgebildeten, überhöflichen Herren, denen sie in ihren Kreisen zu begegnen pflegte und deren ehrerbietige Huldigung ihr als der Gipfel der Eleganz und Bildung erschienen war, deren schmeichelhaft verbindliches Wesen sie bei Diners, Konzerten und Bällen so angenehm unterhalten hatte? Waren das jene Dandies, die sie wie jede andere Dame ritterlich vor jeder unsanften Berührung im Gedränge zu beschützen wußten und wüthende Blicke schleuderten auf Jeden, dessen Ellbogen durch Zufall ihre Dame streifte? Wo waren sie alle nur, diese hochgebildeten Herren? Fraglos befand sich keiner von ihnen an jenem Tage auf der Straße! Doch so viel bemerkte Lavinia schon bei diesem ihrem ersten Wege, daß man von London eine ganz andere Vorstellung gewinnt, wenn man es zu Fuß durchwandert, als wenn man in eigener Equipage nur zur Visitenstunde durch seine Straßen fährt.

Bleich und ermattet wie ein Angeklagter, der vor seine Richter geführt wird, um sein Urtheil zu ver-

nehmen, erreichte Lavinia ihren Bestimmungsort. Gegen die Niedergeschlagenheit und Bangigkeit, die sich Lavinia's bemächtigt hatte, ist das Bewußtsein der Unschuld nur ein schwacher Schild. Glücklicherweise ward sie von der Dame in Hydepark-Place freundlich empfangen; dieselbe sprach ihr Muth ein und hatte einen so gutmüthigen, mütterlichen Ausdruck, daß sie gewiß Jedem Zutrauen einflößen mußte. Und Lavinia bedurfte nur zu sehr solch' freundlichen Entgegenkommens; denn ein hartes Wort, selbst nur ein finsterer Blick würde ihr in der Aufregung, in der sie war, unfehlbar Thränen erpreßt haben. Sie antwortete auf die Frage nach ihren Leistungen mit vieler Bescheidenheit, hinzufügend, daß sie auch Klavier und Harfe spiele und ein wenig singe.

„Das ist ganz nach unserm Wunsch," sagte die Dame. „Nicht wahr, James?"

„Ja, ganz," entgegnete der befragte Hausherr, der, vertieft in seine Zeitung, von derselben nicht einmal aufblickte. Klara, die älteste Tochter, bemerkte die Dame, habe angefangen Harfe zu lernen, und Fräulein Holywell könne sie vielleicht vorläufig darin unterrichten, bis man später einem Lehrer annähme. Dann that sie des Gehaltes Erwähnung, das sie ihren Gouvernanten gebe, und schloß, nachdem Lavinia sich mit Allem vollkommen einverstanden erklärt hatte: „Natürlich mangelt es Ihnen nicht an guten Empfehlungen?" Lavinia antwortete verlegen, daß sie sich leider auf keine Empfehlungen berufen könne. „Sie meinen wohl,

gerade hier in London nicht?" gab ihr die Dame freundlich an die Hand.

„Nein, weder in London noch anderswo," antwortete Lavinia, indem sie die Farbe wechselte.

„Sie müssen aber doch irgend Jemand in England kennen, der für Sie einsteht?"

„Bitte, verehrte Frau," entgegnete Lavinia, in Thränen ausbrechend und so überwältigt von Schmerz, daß sie kaum zu sprechen vermochte, „bitte, lassen Sie sich dadurch nicht gegen mich einnehmen. Ich schwöre, nichts Unrechtes begangen zu haben, und Gott ist mein Zeuge, daß ich Niemand ein Leid zugefügt habe! Aber dennoch darf ich Niemand nennen, der Auskunft über mich ertheilen könnte."

Die Dame blickte unverwandt auf Lavinia, dieselbe Milde wie zuvor leuchtete noch jetzt in ihrem Auge und sie sagte nach einem Augenblick des Ueberlegens:

„So sonderbar und fast unglaublich auch Ihre Aussage klingt, so würde ich trotzdem, wenn Sie nur zufriedenstellend —"

„Mary," fiel der Gatte ein, der noch immer nicht von seiner Zeitung aufgeschaut hatte, und jene beiden Silben wurden in einem Tone gesprochen, der bei seiner Gemahlin den Thermometer des Wohlwollens um viele Grade sinken ließ.

„Wenn ich es recht überlege," sprach sie, aufstehend, „so kann ich Sie doch nicht engagiren, wie leid es mir auch thut."

„Dennoch danke ich Ihnen für die mir bewiesene Güte; möge Gottes Segen stets auf Ihnen ruhen!" sagte Lavinia leise, indem sie mit einer tiefen Verbeugung sich verabschiedete.

Armes Mädchen! So nahe dem Hafen, entging sie doch nicht dem Schiffbruch!

Dreizehntes Kapitel.

Während Lavinia vergeblich eine gute, mitleidige Seele suchte, die ohne Referenzen sie als Gouvernante bei sich aufnähme, bemühte Paolo sich nicht minder erfolglos, Jemand zu finden, dem er einen Theil der fünfhundert Skudi geben könne, die ihm von Rom gesendet waren. Wir müssen, damit der Leser nicht versucht werde über diese Mittheilung zu lachen, nur schnell hinzufügen, daß des jungen Römers Bekanntschaft in der oben erwähnten Beziehung sich auf einen äußerst kleinen Kreis von Personen beschränkte, und kaum ist es nöthig, dieselben näher zu bezeichnen, weil man voraussetzen wird, daß er zunächst an die barmherzigen Samariter dachte, in deren Hause er Obdach gefunden und die ihn gehegt und gepflegt hatten, als er wochenlang schwer krank daniederlag.

Die Jugend giebt so gern, daß das bloße Schenken an sich ihr eine beglückende Freude ist, und in diesem

Sinne allein erhoffte Paolo durch seinen Reichthum Befriedigung. Wie froh stimmte ihn z. B. der Gedanke, in nicht ferner Zeit seinem kleinen Freund Salvator und dessen Braut eine angenehme Ueberraschung zu bereiten! Aber um nach Herzenslust schalten und walten zu können, durfte er von keinem Alles erwägenden und prüfenden Geschäfsmann abhängig sein, sondern mußte selbstständig den neuen Besitz unter seinen Händen haben. Wahrhaft glücklich pries er sich, den guten Prospers und Benoit seine warm gefühlte Dankbarkeit endlich durch die That beweisen zu können, denn wenn sie sich auch entschieden weigerten, eine Summe Geldes von ihm anzunehmen, die Paolo in liebenswürdigster Weise ihnen dargebracht hatte, so fand er zu seiner Befriedigung die Freunde minder widerstrebend, Geschenke von ihm anzunehmen, so daß es ihm wenigstens in dieser Form gelang, manch' nützliches Hausgeräth und Kleinigkeiten für die Kinder, wie vielerlei für die Küche aus den Läden der Nachbarschaft in Prosper's Haus einzuschmuggeln. Auch in Benoit's Zimmer fand sich allmählich eine nicht unbedeutende Anzahl von Flaschen ein, über deren Inhalt der Ex-Sergeant mit Enthusiasmus und mit wiederholten Sprüngen gegen die Wand zu sprechen pflegte; ferner gehörte eine kleine Pfeife mit prachtvollem Meerschaumkopfe zu den Souvenirs, die Paolo seinem Freunde Benoit gegeben hatte. Dieser fand sie aber viel zu gut, um daraus zu rauchen, und so gerieth er, stolz auf dieses Besitzthum, auf den eigenthümlichen

Einfall, die Prachtpfeife wie einen Dolch tagtäglich in seinen Schürzenbändern zu tragen. Natürlich gedachte Paolo in seinem Reichthum auch des uneigennützigen Doktor Perrin, welcher jedoch von der ihm bestimmten Summe nur den geringsten Theil für sich akzeptirte und das übrige an seine armen Patienten vertheilte.

Nach Ablauf der engagirten vierzehn Tage hatte Paolo seine Sekretärstelle aufgegeben, und obgleich ihm jetzt Geld und Zeit völlig zu Gebote standen, fühlte er sich doch nicht glücklicher, sondern entschieden unglücklicher, weil er für diese beiden Güter keinen bestimmten Zweck hatte. Er dachte wohl oft daran, sich ein Atelier zu miethen und wieder an die Staffelei zu gehen. A quoi bon? aber fragte er sich. Denn, selbst wenn es ihm gelingen sollte, sich in Paris einen Namen zu machen, was in der Fremde mehr als unwahrscheinlich schien, lohnte es der Mühe? Seit Lavinia ihm verloren war, um derentwillen allein er gewünscht hatte berühmt zu werden, hielt er jeden Funken von Ehrgeiz in sich für erloschen und glaubte allen Enthusiasmus für die Kunst auf ewig verloren zu haben. Und wer hätte, mehr oder weniger, nicht unter solcher Muthlosigkeit gelitten? Wer hätte nicht auf dem noch frischen Hügel eines geliebten Wesens oder eines lang gehegten Traumes alles Streben und oft das Leben selbst zwecklos und nichtig gefunden? Und nur zu lange währt es, bis das arme Menschenherz sich von derartigen Schlägen wieder zu erholen vermag und zu einem neuen Leben Kraft in sich findet.

Du Genre verfehlte nicht verschiedene Mittel zur Erheiterung seines Freundes vorzuschlagen, die in einer Reihe von Maßregeln bestanden, deren erste und dringendste, das sine qua non, darauf hinausging, den Rubikon zu überschreiten, wie du Genre es nannte, und worunter er meinte, Paolo müsse die Seine überschreiten und eine Wohnung in dem allein bewohnbaren Theile von Paris, das heißt, auf dem rechten Ufer des Flusses nehmen. Paolo antwortete gar nicht darauf, obschon er entschlossen war, sein Dachstübchen aufzugeben und sich ein besseres Quartier zu miethen; aber er zeigte, wie es uns ganz natürlich dünkt, ein starkes Vorurtheil gegen die Boulevards, welche du Genre über Alles pries. Auch hatte er keine besondere Lust, für zweimal in der Woche einen Platz im Theater des Palais Royal zu abonniren, noch sich in den Klub aufnehmen zu lassen, zu dem sein Freund gehörte. Von Allem, was du Genre unserm jungen Römer vorschlug, lockte ihn nur der Unterricht im Reiten, und er ließ sich gern in die Manege einführen, deren Mitglied der Franzose war. Paolo hielt Reiten für eine männlich gesunde Bewegung, der er gern einige seiner vielen Mußestunden widmen mochte, weshalb die Freunde übereinkamen, daß Paolo, sobald er, neu equipirt, in fashionabler Gesellschaft erscheinen könne, sich in den Reiterklub aufnehmen lassen solle.

„Und das glaube mir,“ bemerkte du Genre, „einer völlig neuen Toilette bedarfst Du fraglos, ehe Du Dich unter civilisirte Menschen begeben kannst, denn Dein

bisheriges Kostüm wäre einzig noch für ein Museum voll Alterthümern zu verwerthen, und Dein Rock und Dein Hut werden in unserm Theile der Welt zu wahren Anachronismen."

Paolo warf bei diesen Worten einen prüfenden Blick auf seinen abgetragenen schwarzen Rock, lächelte zustimmend, und in kaum achtundvierzig Stunden konnte sich Paolo, nach den vereinten Bemühungen des Schneiders, Schuh- und Hutmachers du Genre's, sich schicklicherweise, wie der Freund sich ausdrückte, in der Manege blicken lassen. Paolo selber aber kam sich in der neuen Kleidung ganz fremd und abgeschmackt vor.

Seine Aufnahme fand keine Schwierigkeit, da ihn du Genre als seinen Freund vorstellte und eins der älteren Mitglieder sich erbot, die nach den Statuten erforderliche Bürgschaft für ihn zu leisten. Durch diese Ceremonie und einige andere Vorschriften und Bestimmungen, denen sich der Eintretende unterwerfen mußte, hatte dieses Institut, obschon man es Manege nannte, mehr den Charakter eines Reiterklubs angenommen.

Der Stallmeister prophezeite bereits am ersten Tage seinem neuen Schüler besten Erfolg, weil er sich eben so sehr durch eine leichte Hand auszeichnete, als durch seinen Muth und die Geschmeidigkeit seiner Glieder. Paolo fehlte es demnach an keiner der Eigenschaften, die zu einem guten Reiter gehören, und besaß außerdem, was man nur selten findet, einen angeborenen Takt sich in allen Fällen der zweckentsprechendsten

Mittel zu bedienen, jenen Takt, der in jeder Lebensstellung und bei jedem Unternehmen eben so fördernd wird, als ein feines Gehör für die Erlernung der Musik. Bald saß er con amore in seinem Sattel und machte rapide Fortschritte. Du Genre that sein Bestes, um den Freund schnell in seinem Kreise bekannt zu machen, und schon nach wenigen Tagen hatte sich zwischen Paolo und den Habitués jene Kameradschaft, jene „bonne compagnie", wie der Franzose es nennt, gebildet, die in Frankreich so leicht hergestellt wird, ohne daß jedoch über die Gegenwart hinaus sich ein intimeres Verhältniß daraus entwickelt. Der Klub bestand meist aus jungen, jovialen Leuten von Paolo's Alter, und wenngleich einige unter ihnen kaum den Knabenjahren entwachsen, so waren sie doch alle ohne Ausnahme eben so wohl mit der hausse und baisse der Börse, wie mit der Chronik skandaleuse des Tages vertraut, und die Art, in der sie über Frauen sprachen, reichte allein hin, unsern Idealisten innerlich von ihnen fernzuhalten.

Zu den Ehrenmitgliedern der Manege gehörte der Vicomte du Verlas, ein schöner Mann, der sich von Zeit zu Zeit während der Reitübungen einfand und gelegentlich auch mit den Jünglingen einen Ritt versuchte. Seine hohe Gestalt in einfacher Kleidung, der graue Bart und seine eben so ungezwungenen als distinguirten Manieren erinnerten Paolo an seinen englischen Freund Thornton. Kräftig, dabei biegsam und behend wie seine jungen Freunde, genoß der Vicomte du Verlas

mit seinen fünfzig Jahren den wohlverdienten Ruf, einer der besten Reiter der Metropole zu sein, und deshalb pflegte man mit großer Spannung dem scharfen Blick des Meisters zu folgen, wenn derselbe prüfend die Exercitien eines Anfängers beobachtete. Bald nach Paolo's Eintritt in die Manege hatte der Vicomte Paolo als einen besonders gewandten Reiter erkannt, ihm manch' nützlichen Wink gegeben und seitdem den Klub öfter als zuvor besucht. Paolo, dem die Aufmerksamkeit und Auszeichnung des allgemeinen Patron schmeichelte und animirte, dankte dem Vicomte für sein Interesse durch ein freundlich herzliches Benehmen gegen ihn.

Noch immer war Paolo's Wohnungswechsel, trotz du Genre's Rath und wiederholter Bitte nicht länger damit zu zögern, eine offene Frage geblieben. Da sagte eines Tages der Vicomte ganz unbefangen zu Paolo:

„Ich begegne Ihnen niemals auf den Boulevards. Sie wohnen wohl nicht in dieser Gegend?“ — Die Manege lag nicht weit ab von der Madelaine.

Unwillkürlich erröthete Paolo, indem er antwortete, daß er allerdings momentan noch fern von hier wohne, aber die Absicht habe, in die Nähe der Boulevards zu ziehen.

„Gestatten Sie mir zu bemerken, daß Sie das so bald als möglich thun sollten;“ sagte der Vicomte. „Denn Sie werden es in unserer Nähe geselliger finden, und wie Ihre Freunde alle, werde ich jedenfalls

das Meinige thun, um Ihnen hier das Leben angenehm zu machen."

Von Stunde an fühlte sich Paolo in seinem Dachstübchen auf dem linken Ufer der Seine nicht mehr behaglich und beschloß endlich den Rubikon zu passiren. Du Genre, entzückt über den Entschluß, war unermüdlich, sich mit dem Freunde nach einer passenden Wohnung für denselben umzuthun; es vergingen jedoch mehrere Tage, ehe sie zu einem Resultat gelangten, weil jedes Quartier, das dem Franzosen gefiel, dem Italiener zu luxuriös und theuer schien, während die Zimmer, welche der Italiener wählen wollte, dem Franzosen als schlecht und unpassend galten, für Jedermann, der wahre Selbstachtung besitze. Endlich, wie gewöhnlich bei solchen Dingen der Fall ist, gaben beide Theile etwas nach, und so kam die Angelegenheit durch einen Vergleich zu Stande. Ein behagliches Entresol in der Rue St. Georges wurde als weder zu billig noch zu theuer, als weder zu luxuriös noch zu einfach von den Freunden gewählt, und nachdem Paolo den Portier darüber beruhigt hatte, daß er keine Kinder und keine Hunde habe, wohl aber Geld genug besitze, um die Miethe für einen Monat pränumerando zu zahlen, wurden ihm die Schlüssel des Logis übergeben, und der Cerberus des Hauses erklärte sich sogar bereit, für zwanzig Franken den Monat die Kleider des Herrn Mancini zu reinigen und seine Zimmer zu besorgen. Noch verhöhnte Paolo den Gedanken, einen eigenen Bedienten zu halten.

Und so nahmen die Freunde ipso facto Besitz von der Wohnung, zündeten sich jeder eine Cigarre an, — Paolo war das Rauchen schon zur Gewohnheit geworden — die sie als Weihopfer den Penaten dieser Räume darbrachten, und trafen dann die nöthigen Arrangements, um Paolo's Hab und Gut von der andern Seite des Flusses herüberschaffen zu lassen.

„Du weißt wahrscheinlich nicht," sagte du Genre, als sie die Straße hinabgingen, „daß Du Deinen Portier zu Deinem Herrn und Tyrannen gemacht hast. Uebrigens hüte Dich, ihn je Portier zu nennen, statt Concierge, sonst wird er Dich zu strenger Rechenschaft ziehen. In Deiner alten Höhle, in der Rue Dufour, hattest Du den großen Vortheil, keinen Portier zu haben, denn so unumgänglich nothwendig diese Concierges auch für unsere absurd gebauten Häuser sind, so kann man deshalb doch nicht leugnen, daß sie eine entschiedene Plage sind. Sie stellen sich von vornherein als Feinde und Verfolger der Miether, die sie als die Urheber ihrer Knechtschaft betrachten, und das ist im Grunde logisch, denn wenn es keine Miether gäbe, würden keine Portiers nöthig sein, die auf jede Art unser Leben verbittern können. Bald fangen sie unsere Briefe auf, vergessen die Visitenkarten, die für uns abgegeben werden, hinauf zu bringen, sagen den Leuten, die wir nicht zu sehen wünschen, daß wir zu Hause sind, und verleugnen uns im umgekehrten Falle. Wir sind ganz in ihren Händen — und was vermögen sie nicht über uns! Gelegentlich lassen sie uns Nachts ad li-

bitum im Regen stehen, und wehe uns, wenn wir Klage über sie führen! Nimmt der Wirth unsere Partei, dann sind wir verloren und absolut in der Gewalt der Portiers; oder er stellt sie zur Rede, dann heißt es für uns allem Frieden entsagen und sich auf einen Umzug gefaßt machen, denn nach solchem Vorgange können wir es buchstäblich nicht lange mehr im Hause aushalten. Daher nimm es Dir zur Regel, Dich dem Herrn und Gebieter, den Du eben zum Reinigen Deiner Zimmer und Kleider engagirt hast, nie zu widersetzen, eben so wenig es je zu dem leichtesten Zwist mit ihm kommen zu lassen, mache ihn Dir vielmehr, was es auch kosten mag, geneigt und zum Beschützer. Ich wollte Dich übrigens noch auf etwas Anderes aufmerksam machen. Was war es doch nur! Ach ja! Du mußt Dich auch ein wenig auf Gäste vorbereiten. Bestelle ein Dutzend Flaschen Madeira und einige Flaschen Wermuth für das starke Geschlecht; das schwache wird Champagner oder Maraschino vorziehen."

„Aber ich beabsichtige durchaus nicht Damen bei mir zu empfangen," sagte Paolo überrascht über den Vorschlag.

„Das ist ja Unsinn, Freund! Du bist zu gut im Zuge, als daß Du auf halbem Wege stehen bleiben könntest, und da Du nun eine schickliche Wohnung hast, mußt Du Dich vor Allem nach einer hübschen Gefährtin umsehen."

„Danke schön für den Rath," sagte Paolo, wie ein

Mädchen erröthend, „das werde ich nicht thun. Wir wollen wie Christen leben."

„Weshalb sollen wir wie Christen leben, wenn wir es nicht sind?"

„Sind wir denn keine Christen?" entgegnete Paolo, verwundert über die Behauptung seines Freundes.

„Nur dem Namen nach, sonst doch etwa nicht!" antwortete der Franzose. „Zeige mir auch nur das kleinste Fünkchen des Geistes, der aus einem Stalle die Wiege und aus einem Kreuz den Thron des Gottessohnes machte, und ich will Dir in die Wüste folgen und von Heuschrecken leben. Das Christenthum ist für die meisten Menschen nur eine geistreiche Lehre, die auf ihre Handlungen keinen größeren Einfluß hat, als etwa die Theorie der Farben, oder eine Theorie über Hagelbildung. Blicke um Dich," fuhr du Genre fort, indem er auf die Menschenmenge vor der Petite Bourse hinwies, die von beiden Seiten die Passage nach der Oper zu versperrte, „hier wird entschieden, ob die Rente steigen oder fallen soll, hier werden tagtäglich Verträge mit dem Teufel abgeschlossen, und die Leidenschaft und das Ziel aller dieser sogenannten Christen ist Geld — und wieder Geld. Reich werden, ein Vermögen machen, heißt die Losung. Versuche es, steige auf jene Bank, rufe diesen Christen zu, daß in dem Buche, welches sie als ihr Gesetzbuch annehmen, geschrieben steht: „Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher in's Reich Gottes komme," und Du wirst sehen, wie sie Deiner

Mahnung folgen werden. Sie wird sie nicht verdrießen oder gar zum Zorn reizen, o nein, bewahre, das nicht! Aber wie ein Märchen wird es ihnen klingen und sie höchlichst amüsiren als unerwartete Belustigung. Ja Christen, fürwahr! Wer das glauben sollte! Die Religion unseres Jahrhunderts ist vielmehr ein gemäßigtes Heidenthum und seine Götter sind Plutus, Venus und Bachus. Nimm die Börse, die Dames aux Camelias und die Weinstuben hinweg, und die Gesellschaft fällt wie ein Ballon zusammen, dem der Wasserstoff entzogen ist. Du siehst, ich kann auch moralische Betrachtungen anstellen, wenn ich will."

„Und voll Eifer sogar," antwortete Paolo. „Wenn aber die Welt so verderbt ist, als Du sie schilderst, dann thäte man besser, sich in Sack und Asche zu hüllen, statt Lustbarkeiten nachzujagen."

„Das ist die Schlußfolgerung des grämlichen Heraklit," erwiederte der Franzose; „der heitere Demokrit verstand es besser, er sagte: Umkränzet die Stirn mit Rosen und genießet wie die Anderen auch. Noch einmal wiederhole ich Dir, befolge meinen Rath und wähle Dir eine heitere Lebensgefährtin für Deinen pariser Aufenthalt."

„Nie und nimmer!" rief Paolo lebhaft, „das wäre absolut gegen mein Gefühl, wie gegen meine Grundsätze, und meine innerste Seele sträubt sich bei dem bloßen Gedanken an solchen Vorschlag. Zwischen Deinen und meinen Ansichten über Frauen liegt nun einmal ein tiefer Abgrund."

„Ja," seufzte du Genre, „der Abgrund, der die nüchterne Wirklichkeit von der überreizten Phantasie trennt. Was weißt Du denn von den Frauen? In Deinem Einsiedlerleben hast Du Dir ein ideales Bild von ihnen gemacht, das Du bona fide anbetest und das einer Frau von Fleisch und Blut nicht ähnlicher ist, wie ungefähr die in einem Treibhaus gezogene strahlende Pflanze der Tropen den gewöhnlichen Blumen des Feldes. Erfahrung allein wird Dich von Deiner Illusion heilen, wir müssen es abwarten. Unterdeß lasse Dich wenigstens herab, mit offenen Augen um Dich zu schauen und den Strom der in ihrem Staate aufgeblähten Damen zu betrachten, der sich aus der Madelaine ergießt. Gieb nur Acht und vergiß nicht, daß sie Alle äußerst respektabel sind, den höchsten Klassen der Gesellschaft angehören. Und dennoch wird es Dir schwer werden, wenn Du sie prüfend beobachtest, Deine hochtrabenden Gefühle für sie mit ihrem frivolen Aeußern in Einklang zu bringen. Gestehe, ob sie mehr den Engeln und Musen gleichen, von denen Du träumst, oder ächte Töchter Eva's sind, zu denen sie herangebildet werden. Ich weiß wohl, die Narrenkappe macht noch nicht den Narren, wenn sie aber absichtlich und aus freiem Willen getragen wird, verräth sie doch, weß Geisteskind der Träger ist. Kannst Du Dir vorstellen, wie eine würdige Familienmutter tagtäglich in ihren eisernen Käfig steigt, ohne über sich zu lachen? Und weshalb sollten wir es ernst nehmen und von Herzen ernst für Diejenigen, die es mit sich selbst nicht

ernst meinen? Sie erwarten dergleichen nicht einmal von uns."

Während des letzten Theiles von du Genre's langer Rede theilte sich Paolo's Aufmerksamkeit zwischen dem Freunde und einer Gruppe von drei Handwerkern, die augenscheinlich auf ihre Schönen warteten. Er konnte nicht hören, was sie sprachen, aber nach ihrem Ausdruck und den halb unwilligen, halb sarkastischen Blicken zu schließen, die sie auf die riesigen Krinolinen und fliegenden Volants warfen, glaubte er ihr Urtheil und ihre Bemerkungen sicher errathen zu können. Paolo stieß du Genre leise an, der, des Römers Blicken folgend, sehr ruhig sagte:

„Wenn an Bord eines Schiffes die Befehlshaber sich dazu herablassen, die Narren zu spielen, so darf man sich nicht wundern, wenn die Mannschaft sie nicht höher schätzt, als sie es selber thun, indem sie sich erniedrigen. Schließlich", fügte du Genre mit einem Achselzucken hinzu, „ist es nicht unsere Sache, und auch hier gilt das ewige „après nous le déluge."

Die erste Visite, die Paolo in seiner neuen Behausung empfing, war die des Vicomte du Verlas. „Ein stilles, behagliches pied-à-terre," bemerkte der Vicomte lobend; ohne jenen Scheinluxus, mache es einen verständig einfachen Eindruck, und er schätze Einfachheit über Alles. „Und womit beschäftigt sich jetzt mein junger Freund?" fragte er. „Fangen wir an Geschmack zu finden an der Verderbtheit der Welt? Für Mabille oder Chateau aux Fleurs ist die Jahres-

zeit schon zu sehr vorgeschritten; aber uns bleiben noch Valentino und Konzerte. Wie, Sie haben sie noch nicht besucht? Um Himmels willen, Sie leben ja wie ein Ascet!" Man mache dort die angenehmsten Bekanntschaften, und obschon er wisse, fügte der Vicomte hinzu, daß pariser Beautés mit den römischen Schönheiten keinen Vergleich aushielten, so besäßen sie doch ein gewisses brio, ein entrain und das bestrickende je ne sais quoi, das nur den Französinnen eigenthümlich ist.

Paolo schüttelte niedergeschlagen mit dem Kopfe, als ob er sagen wollte, ihn gingen die römischen Schönheiten eben so wenig an, als die pariser Beautés, und das sei nicht, wonach er suche.

„Ach! ich verstehe und beklage Sie," entgegnete der Vicomte. „Es handelt sich um eine Jugendliebe voll Enttäuschung und Verrath. Das haben wir Alle durchgemacht. Denn ich bin auch einst jung und romantisch gewesen, wie Sie, und habe an meinem Ideal mit der ganzen Gluth meines jugendfrischen Herzens gehangen und mit bitteren Thränen den Verlust desselben betrauert, aber schließlich kommt man dahin, de se faire raison. Folgen Sie meinem Beispiel; versuchen Sie ein wenig Homöopathie — similia similibus. Das Leben ist zu kurz, um es träumend, ungenützt und ungenossen zu lassen und — man ist nur einmal jung — carpe diem. Glauben Sie mir, unser Dasein hat wahre Genüsse, die nicht zu verachten sind."

„Vielleicht ist es ein Mangel meiner Natur," sagte

Paolo lächelnd, „die mich jene Träume Ihren wahren Genüssen vorziehen läßt.“

„Verzeihen Sie, junger Freund, wenn ich bekenne, daß Ihre Lebensanschauung einen krankhaften Zustand verräth, aus dem Ihre Freunde Sie herausreißen müssen. Und Sie hegen und pflegen diese Krankheit, und das ist ein weiteres übles Zeichen derselben. Indeß machte ich es, als ich unter gleichem Zustande litt, nicht viel besser als Sie. Was würden Sie von einem Menschen sagen, — pardon für den trivialen Vergleich — also was würden Sie von einem Menschen sagen, der, weil er die Schnepfe nicht bekommen konnte, auf die er zum Mittagsmahl gerechnet hatte, lieber gar nicht äße, statt sich mit einer Taube zu begnügen? Courage, junger Freund! Es gilt, sich zu überwinden und allen Grillen zu entsagen. Die wahre Weisheit besteht darin, vom Leben nicht mehr zu verlangen, als das Leben zu bieten vermag. Glauben Sie, Beständigkeit — ich kann es Ihnen sowohl anatomisch als physiologisch beweisen — ist eine Tugend, die mit unserer gebrechlichen Organisation unverträglich ist. Haben Sie Balzac gelesen? Nicht, nun so lesen Sie ihn, er ist voll der wahrsten Lebensphilosophie. Wenn Sie mir erlauben, werde ich Ihnen einige seiner Werke zuschicken. Doch genug davon, es ist hohe Zeit, daß ich mich verabschiede. Auf baldiges Wiedersehen!“

Du Verlas hatte in der That ein aufrichtiges Interesse für Paolo, er befand sich ihm gegenüber in der Lage eines theilnehmenden Arztes, dessen Patient die

Arznei, die ihn herstellen könnte, hartnäckig zurückweist, oder mehr noch in der Unruhe eines Freundes, der den Kameraden unter schmerzlichen Hallucinationen leiden sieht und sich vergeblich bemüht, ihn von denselben abzulenken. Weder war der gutmüthige Vicomte ein gewöhnlicher Roué geworden, noch hatte die Natur ihn dazu bestimmt. Voll Großmuth und Vertrauen gegen seine Nebenmenschen hatte er sich unbefangen der Lust des Daseins hingegeben, bis er als zwanzigjähriger Jüngling die Bekanntschaft einer Kokette machte, die eine völlige Wandlung in ihm hervorrief und ihn zu dem eleganten Materialisten machte, als den wir ihn kennen lernen. Wie viele Männer unterliegen dem schädlichen Einfluß einer ersten Enttäuschung, selbst wenn dieselbe weniger Erschwerendes in sich schließt, als es hier der Fall war. Der Vicomte du Verlas hatte so viele Jahre seines Lebens sich in dem Glauben zu bestärken gesucht, daß Frauen unverantwortliche Wesen seien und als solche behandelt werden müßten, bis es ihm schließlich gelungen war, diese Ansichten in eine Art von System zu bringen, für das er sowohl anatomische als physiologische Beweisgründe aufzuweisen nicht ermangelte. Und dieser Glaube hatte ihn auch, trotz der dringenden Bitten seiner Verwandten, sich zu verheirathen, bestimmt, Junggeselle zu bleiben.

Trotz solcher Anschauungsweise war er völlig frei geblieben von Spott oder Haß gegen das schöne Geschlecht, und nie hörte man ihn dasselbe verleumden oder bemerkte auch nur die geringste Nichtachtung ihm

gegenüber. Im Gegentheil, sein in ein System gekleidetes Urtheil über die Frauen und die angeborene Höflichkeit seines Herzens bestimmten ihn vielleicht, denselben mit der wohlwollenden Nachsicht zu begegnen, die man Kindern angedeihen läßt. Nur aus Gutmüthigkeit und Theilnahme an Paolo, den er von seinen falschen Lebensanschauungen zu befreien wünschte, war er von seiner längst befolgten Gewohnheit, sich nie in fremde Angelegenheiten ohne besondern Grund zu mischen, abgewichen. Wähnte er doch ein unfehlbares Heilmittel gegen das Uebel zu besitzen, an dem nach seiner und du Genre's Ansicht der junge Römer krankte. Wie durfte er deshalb einem so talentvollen und interessanten jungen Manne vorenthalten, was ihn sich selber und der Welt wiedergab!

Tage und Wochen verstrichen, und Paolo sah, wenn er zurückblickte, mit Entsetzen, wie er durch den bloßen Wohnungswechsel allmählich von seiner früheren Lebensweise abgewichen war. Er wußte selbst kaum, wie es gekommen, daß, seit er den Rubikon passirt, er nur selten Zeit gefunden hatte, seine Freunde am Kai Montebello zu besuchen und die Herren Boniface und Pertuis, bei denen er sonst wenigstens einmal wöchentlich vorzusprechen pflegte. Selten ging er vor Mitternacht zu Bette und fast niemals stand er vor zehn Uhr Morgens auf, dennoch war er kaum mehr als fünf- oder sechsmal während der letzten drei Wochen im Theater gewesen und hatte weder einen Ball noch ein Konzert besucht. Seine große Abneigung gegen

die Boulevards hatte sich indeß gelegt und mit Behagen ging er dieselben auf und nieder, bald mit Diesem bald mit Jenem plaudernd, grüßte hier und dort, und stand mit den meisten Gästen des Cafés, in dem er seine Mahlzeiten nahm, in geselligem Verkehr.

Hätte Paolo in seine Seele geschaut, wie auf sein äußeres Leben, er würde die inneren Wandlungen nicht geringer befunden haben. Wir meinen deshalb nicht, daß er geneigt gewesen wäre, seine Götter mit den Göttern seiner Umgangsgenossen auszutauschen — keineswegs — aber seine heilige Scheu vor der Abgötterei, wie er sie zu nennen pflegte, hatte sichtlich abgenommen und er war zu einer Nachsicht gelangt, welche Grundsätze, die den seinen diametral entgegenstanden, willig tolerirte. Balzac's Philosophie, Arnal's Double entenebres, Rosati's Entrechats und täglich sich erneuernde Abendpromenaden auf den Boulevards sind nicht gerade geeignet, eine rein geistige Richtung zu fördern. Die Atmosphäre, in der Paolo sich bewegte, blieb trotz seiner wiederholten Bemühungen, sich von Ansteckung frei zu erhalten, nicht ohne langsamen, aber um so sicherer wachsenden Einfluß auf ihn.

Vierzehntes Kapitel.

In der Nähe von Camden Town, nicht allzu fern von Lavinia's jetzigem Aufenthalte, bestand zur Zeit unserer Erzählung ein großes Schnittwaarengeschäft. Mit einem kleinen Korbe in der Hand, der eine Garnitur Kragen und Aermel enthielt, die Fräulein Lavinia selbst gestickt und an denen sie viele lange Tage bis zur völligen Ermattung gearbeitet hatte, trat sie eines Morgens in jenen Laden. Hätte man durch den dichten Schleier, den sie trug, deutlich den Ausdruck ihrer Züge zu erkennen vermocht, so würde derselbe unfehlbar den inneren Kampf verrathen haben, der dieser Schritt sie kostete.

Einer der Kommis trat sofort an sie heran und fragte mit geschäftiger Höflichkeit, womit er die Ehre haben dürfe ihr aufzuwarten, und als er darauf ihr zögernd ausgesprochenes Anliegen vernahm, wies er schweigend nach dem andern Ende des Ladens, drehte

ihr den Rücken und überließ sie ihrem Schicksal. Drei-, viermal mußte sie ihren Wunsch wiederholen, ehe sie erfuhr, wo sie den Inhaber der Firma aufzusuchen habe. Da es kaum neun Uhr war, gab es im Geschäft nur wenig zu thun, und der Chef desselben saß allein am hinteren Ende des Ladens, emsig bemüht, seine Nägel mit dem Federmesser zu putzen. In Folge seiner halb liegenden Stellung sah man zunächst nur sein krauses schwarzes Haar, das sorgfältig frisirt war, und den unteren Theil seines Profils.

Lavinia schritt auf ihn zu, stellte sich an den Ladentisch, der ihn halb verbarg, und sagte schüchtern:

„Entschuldigen Sie, mein Herr, ich wollte Ihnen nur diese Stickerei zum Kauf anbieten," und reichte ihm mit diesen Worten dieselbe hinüber.

Der Angeredete erhob sich, bemerkte, Lavinia fixirend, die kleine Hand, warf einen schnellen Blick auf ihre schöne Gestalt und telegraphirte den angenehmen Eindruck, den er von dem schönen Mädchen empfangen, durch einen Wink und ein gewisses spöttisches Lächeln einem andern Herrn, der hinter Lavinia gestanden hatte. Der kleine krummbeinige Geselle, der in dieser Weise herbeigerufen war, erwies sich als erster Kommis. Leise schlich er an Lavinia heran und versuchte seitwärts unter ihren Schleier zu sehen, nahm aber sofort, als sie das Manöver gewahr wurde, einen vollkommen unschuldigen Ausdruck an, indem er die Stickerei, die der Prinzipal ihm hinüberreichte, mit Kennerblick prüfte und Lavinia fragte, ob dieselbe zum Verkauf sei. Auf

ihre bejahende Antwort maß er, nach einem flüchtigen „mit Erlaubniß", die Handweite der Aermel an Lavinia's Handgelenk, wobei er mit einer malice prepeuse sowohl die schöne Hand, als auch den Arm fester faßte, als irgend nöthig gewesen wäre. Voll Unmuth und Beschämung zog Lavinia schnell die Hand zurück.

„Nun, nun, Madame, Sie brauchen sich nicht vor mir zu fürchten; meine Haut ist so klar wie die Ihre," sagte er, „und wenn wir mit einander Geschäfte machen sollen, müssen Sie freundlicher sein."

Lavinia ließ den Zudringlichen unbeachtet und wandte sich von Neuem mit der Frage, ob der Herr die Stickerei kaufen wolle, an den Chef selbst.

„Gewiß, sehr gern," erwiederte dieser, indem er abermals seinem Untergebenen einen Wink gab; „aber Sie werden begreifen, Madame, daß wir nichts kaufen, ohne den Verkäufer zu kennen."

„So will ich Ihnen meinen Namen und meine Adresse geben," antwortete Lavinia unschuldig.

„Das würde nicht genügen, Madame. Es könnte z. B. nach einer Weile eine andere Dame kommen, den Kragen und die Aermel sehen und behaupten, sie gehörten ihr und sie hätte sie eben verloren. Ich weiß, was Sie sagen wollen, und zweifle durchaus nicht an der Wahrheit Ihrer Worte, wenn Sie mich versichern, daß Sie die Stickerei selbst angefertigt haben. Aber bitte, urtheilen Sie selbst, wie könnten wir

beschwören, daß Sie die Dame sind, die uns die Garnitur verkaufte, wenn —"

„Wenn Sie nicht die Güte haben," fügte der Kommis mit ernsthafter Miene hinzu, „auf einen Augenblick wenigstens Ihren Schleier zurückzuschlagen."

Der vortrefflich gespielte Ernst des Kleinen verdarb aber schließlich doch den Scherz. Denn der Prinzipal konnte der Komik dieser Scene nicht länger widerstehen und brach in ein schallendes Gelächter aus, in das der Kommis einstimmte. Jetzt erst bemerkte Lavinia, daß man sich auf ihre Kosten belustigt hatte, nahm schweigend ihre Arbeit und verließ den Laden. Die Thränen, die Lavinia nur mit Mühe zurückhielt, waren deshalb nicht minder bitter und fielen doppelt schwer auf ihr armes, gequältes Herz. Hatte sie doch bis heute nicht geahnt, daß es so vulgäre, böswillige Menschen gäbe auf der Welt.

Frau Tamplin versuchte Lavinia, als diese beschämt und niedergeschlagen nach Hause kam, in ihrer Weise zu trösten.

„Also lustig haben sich die Männer über Sie gemacht? Das ist ja eine wahre Schande! Aber ich hätte daran denken sollen, denn Sie sind nicht darnach angethan, von Laden zu Laden zu gehen, um Sachen zu verkaufen. Sie sind viel zu hübsch und zu gut dazu. Die Herren wollten nichts, als Sie ohne Schleier sehen, und das war Alles. Die dreisten, übermüthigen Ellenreiter! Schon Jeder glaubt Wunder gethan zu haben, wenn er eine Handarbeit für die

kleinste Summe abkauft, und erwartet obenein Gott weiß es! was für Gefälligkeiten, die in den meisten Fällen ihnen leider auch zu Theil werden. Und wie soll es auch anders sein? Wer nur ahnt, was es heißt, vor Hunger nicht weiter können, der darf sich über nichts mehr wundern. Ach, es ist eine böse, böse Welt, und das kommt Alles nur von der Konkurrenz!"

Frau Tamplin, zu ihrer Ehre sei es gesagt, beschränkte ihren Trost nicht blos auf das unfruchtbare Schmähen über die Schlechtigkeit der Menschen, sondern trat handelnd für die arme Lavinia ein und half ihr so gut sie konnte, indem sie selbst die Stickerei in verschiedenen Läden zu verkaufen suchte. Nach den letzten entmuthigenden Erfahrungen, welche leider nur zu bald die köstlichste und schönste Blüthe der Jugend, das Vertrauen zur Menschheit, schnell hinwelken ließen, wußte Lavinia die Güte ihrer sonst so muthlosen Wirthin um so mehr zu schätzen. Das arme Mädchen schrak förmlich vor den Menschen zurück und hätte um keinen Preis sich ein zweites Mal der Qual aussetzen mögen, die sie in jenem Laden in Camden Town hatte erdulden müssen.

Glücklicherweise gelang es Frau Tamplin, die Stickerei, und zwar für einen höheren Preis als sie erwartet hatte, zu verkaufen, und durch diesen günstigen Erfolg gehoben, belebte selbst ihre Brust ein Hoffnungsschimmer! Lavinia schämte sich nun ihres Kleinmuthes, in dem das Mißtrauen gegen ihre Nebenmenschen schnell gewuchert hatte, und Hoffnung lebte wie ein neues

Blühen wieder in ihrem Herzen auf. Hatte sie doch in ihrem Zweifeln an der Menschheit gelitten, als ob sie an Gott selber zweifelte. O wie undankbar, wie unwerth des Beistandes hatte sie sich erwiesen! War es denn nicht mehr als sie verdiente, eine hülfreiche, mitfühlende Freundin gefunden zu haben? Wenn sie, statt bei dem Fehlversuch wie ein Feigling zurückzuschrecken, sich mit Geduld gewappnet hätte gegen jede weitere Unbill, und in dem Bewußtsein, das Rechte zu thun, unverzagt in andere Läden gegangen wäre, so würde ihre Ausdauer sicherlich ein befriedigendes Resultat gekrönt haben, also lag nur in ihrem Stolz, in ihrer Niedergeschlagenheit der Fehler und nicht, wie sie zuvor geglaubt, in ihren Nebenmenschen.

Durchdrungen von dem tiefen Gefühl ihrer Unwürdigkeit, schloß sie sich in ihr kleines Zimmer ein, kniete vor ihrem bescheidenen Lager nieder und weinte und betete mit der Inbrunst, wie nur Diejenigen weinen und beten können, die keinen andern Halt haben, als Unsern Vater im Himmel. Gleichmäßig ermüdet durch Seelenkämpfe wie durch Mangel an Schlaf, — sie hatte die beiden letzten Nächte hindurch an ihrer Stickerei gearbeitet — entschlummerte sie schnell und sanft wie ein Kind und träumte, sie führe mit ihrer Tante in den Gärten der Villa Borghese spazieren, wo es an zahlreichen Besuchern nicht fehlte, von denen Einer sie lebhaft an Paolo mahnte. Sie wußte in ihrem Traum, daß sie den römischen Freund lange nicht gesehen hatte, und wünschte lebhaft, ihm zu sagen, wie sehr sie sich

in ihrem Wesen geändert habe und wie die Dinge, an denen er kein Interesse fand, jetzt auch ihr gleichgültig geworden wären. Und in demselben Augenblick wandte sich jener Herr um, und siehe, es war Paolo selber, der eine schöne Rose in einem Knopfloch trug. Voll Sehnsucht und innerer Scheu winkte sie ihn heran. Eilig kam er auf sie zu und reichte ihr die Rose hin. In ihrem Eifer, dieselbe zu erfassen, bog sie sich aber zu weit aus der Equipage hinaus und fühlte, daß sie falle. Da aber war Paolo so schnell als die Rose und der Garten verschwunden; plötzlich erwacht, fand sie sich auf dem Fußboden vor ihrem Bette liegen, ohne sich indeß irgendwie durch den Fall beschädigt zu haben.

Es giebt Stimmungen, in denen wir nur zu leicht geneigt sind, aus fast kindischen Gründen Hoffnungen zu bauen, und Lavinia war in solcher Stimmung und sah ihren Traum, so thöricht es auch scheinen mag, als ein glückliches Omen an, aus dem sie mit einer gewissen Sicherheit auf Paolo's Rettung zu schließen wagte. Wir wollen ihr diesen Aberglauben gönnen, weil ihr aus demselben ein unsäglicher Trost erwuchs, dessen sie in ihrer traurigen Lage nur zu sehr bedurfte.

Das gestärkte Gottesvertrauen und der Glaube an den guten Willen der Menschen, wie der feste Vorsatz, mit aller Kraft am Hoffen, daß auch für sie eine bessere Zeit kommen werde, fest zu halten, darin bestand die Wandlung, aus der Lavinia nach ihrer Versunkenheit zu neuem Leben hervorging. Was den Be-

darf zu ihrem Lebensunterhalt betraf, so blieb ihr keine Wahl; es galt auch ferner sich mit der Nadel ihr Brod zu erwerben, bis es ihr gelänge eine Stelle als Gouvernante zu finden. Das Suchen nach einem derartigen Placement, sei es daß sie sich persönlich oder brieflich in Folge von Zeitungsannoncen um ein solches bemühte, nahm nur wenig Zeit in Anspruch, und sonst arbeitete sie mit der größten Ausdauer, unausgesetzt an ihrer Stickerei, ja geizte mit jeder Minute so sehr, daß sie sich kaum die gehörige Muße zu ihrem Mittag gönnte, und was war das für ein Mittag! Wenn die Sperlinge, die sie an ihr Fenster gewöhnt hatte, nicht schnell herbeiflogen die Brosamen aufzupicken, die sie ihnen allmorgendlich streute, schalt sie ihre kleinen Gäste, sie zu lange von der Arbeit abzuhalten. Auch vermag der Aermste noch sich eine Quelle des Genusses zu erschließen, und Lavinia besaß außer den geflügelten Freunden noch einen andern Gegenstand der Freude in einer Hyacinthe, die sie in einem hohen Glase zog, und die sie pflegte und beobachtete und auf die sie hoffte und an die sie dachte und die sie liebte und die für sie Alles umschloß, was ihr das Leben von Poesie jetzt gönnte.

Ihre hübsche Miethherin von früh Morgens bis spät Abends an die Arbeit gefesselt zu sehen, hätte eigentlich der Frau Tamplin manchen herzensschweren Seufzer über das Elend der Welt entlocken müssen, sie ließ aber diese köstliche Gelegenheit zum Klagen ungenützt vorübergehen und war statt dessen förmlich er-

finderisch geworden, um Lavinia zu einer kurzen Erholung von ihrer Nadel zu bewegen, was ihr am leichtesten gelang, wenn sie Lavinia Abends unter dem Vorwande, daß ihre Augen zu schlecht seien, um bei Licht zu lesen, bat, ihr aus der Zeitung bald einen Bericht über den Unglücklichen vorzulesen, der absichtlich eine Fensterscheibe einwarf, um in Folge des Vergehens ein Obdach in einem der Gefängnisse zu erhalten, oder von jener Familie, die, aus vier Personen bestehend, während der Nacht alle Anschlagzettel von den Mauern abriß, um von dem Erlös des gesammelten Papieres, der etwa einen halben Schilling betrug, am nächsten Tage ihr kümmerliches Dasein zu fristen.

Eines Tages hatte Frau Tamplin den glücklichen Einfall, ob nicht Fräulein Holywell, da sie doch musikalisch sei, Klavierstunden geben könne? Lavinia antwortete, daß sie es wohl könnte.

„Erlauben Sie einen Augenblick,“ unterbrach die Wittwe; „ich meine nicht, daß Sie außer dem Hause Stunden geben sollen, denn ich weiß sehr wohl, daß dann wieder dieselbe Schwierigkeit wegen der gewünschten Referenzen anfinge und die Sache abermals in den Sand verlaufen würde. Aber es hindert Sie nichts, eine Klasse für Musikunterricht in meinem Hause einzurichten; ich bin gern erbötig, Ihnen das Wohnzimmer dazu einzuräumen, aber natürlich müßten Sie anfangs die Stunden sehr billig geben.“

„Wie gut Sie sind, liebe Frau Tamplin, ich danke Ihnen von Herzen,“ antwortete Lavinia. „Aber um

Musikstunden geben zu können, muß ich doch ein Instrument haben, und —"

„Nur Geduld," unterbrach wiederum Frau Tamplin, „ich weiß sehr wohl, was Sie sagen wollen, aber wir brauchen doch kein Instrument zu miethen, ehe wir nicht die nöthige Anzahl von Schülerinnen gefunden haben, um die Miethe bezahlen zu können. Meine Idee ist, einen Zettel in's Fenster zu stecken, auf den wir möglichst groß und deutlich schreiben: „Dreimal die Woche findet hier musikalischer Klassenunterricht statt, von einer Schülerin von —" und dann folgt der Name Ihres Lehrers, der gewiß einen guten Klang hat. — „Nähere Auskunft wird im Hause selbst ertheilt." Ob sich darauf hin Schüler melden oder nicht, müssen wir abwarten. Finden sich aber mehrere, so miethen wir sofort ein Instrument, wo nicht, können wir es ja bis zum ersten des nächsten Monats hinausschieben. Nun, was sagen Sie zu dem Vorschlag?"

Der Plan erschien Lavinia vortrefflich und sie ging mit Freuden auf denselben ein, da er leicht ausführbar war und keine, vielleicht vergeblichen Auslagen erforderte. Sie schrieb sofort einen Zettel und hing ihn in's Fenster des kleinen Wohnzimmers, dann fing sie an zu rechnen. Angenommen, es fänden sich auch nur sechs Schülerinnen, von denen jede monatlich nur zehn Schillinge zahlte, was wäre das für ein Glück! Natürlich ginge die Miethe für das Instrument davon ab — indeß Frau Tamplin zweifelte nicht, daß man für sechzehn Schillinge schon einen brauchbaren Flügel

bekommen würde, aber dann blieben ihr doch nahezu noch vierundvierzig Schillinge den Monat und damit wäre sie sorgenfrei, fast reich. Dazu schien es gar nicht unwahrscheinlich, daß sich sechs, fünf, oder selbst nur vier Schülerinnen in diesem endlosen Babel auf solche Annonce melden würden."

Aber ach! Tage und Wochen vergingen und der Zettel in dem Fenster blieb ohne den gehofften Erfolg. Allerdings kamen viele Personen, sich wegen des Unterrichts zu erkundigen, stellten verschiedenste Fragen, wünschten sowohl das Zimmer zu sehen, in dem die Stunden ertheilt würden, wie der Lehrerin Zeugnisse über ihr Spiel, baten sie spielen zu hören und waren entrüstet, kein Instrument im Hause zu finden. Eine Dame versprach zwar Fräulein Holywell drei Schülerinnen zuzuweisen, falls ihre Tochter dem Unterricht unentgeltlich beiwohnen könne, ließ sich aber, nachdem das zugesagt war und man über Alles sich geeinigt hatte, nie wieder blicken. Beiläufig sei es bemerkt, daß von all' den Anfragenden nur eine einzige Dame sich mit den festgesetzten Bedingungen ohne jeden Einwand einverstanden erklärte. Nicht besser als mit dem gescheiterten Plan der Musikstunden, erging es Lavinia mit ihren unausgesetzten Bemühungen zur Erlangung einer Gouvernantenstelle. Einmal, aber auch nur einmal, seit das arme Mädchen den abschlägigen Bescheid in Hydepark-Place bekommen, hatte ein neuer Hoffnungsstrahl ihren sinkenden Muth belebt. Eine würdige Matrone, die für eine Freundin auf dem Lande eine

Erzieherin suchte, empfing Lavinia sehr höflich, bat sie ihr vorzuspielen, war voller Bewunderung für ihren Anschlag und ihre Fingersetzung gewesen, und hatte ihre lebhafte Freude darüber zu erkennen gegeben, daß es ihr gelungen sei, eine in jeder Beziehung passende Erzieherin für die Freundin gefunden zu haben; aber dann kam die unglückliche Frage nach den nöthigen Empfehlungen, und auf Lavinia's Entschuldigung in Betreff derselben verdrängten schwere schwarze Wolken den bisher lachenden Sonnenschein. Diesesmal eilte Lavinia nicht verzweiflungsvoll, wie sie es zuvor gethan, von der Dame fort, sondern setzte ihre traurige Lage mit einfachen Worten auseinander, so weit es die Verhältnisse gestatteten. Augenscheinlich gerührt von dem Bericht, antwortete die Matrone, daß sie vielleicht ihrem Gefühl folgen und ohne Referenzen, wie wenig weltklug das auch sei, Lavinia engagiren würde, es aber in diesem Falle unmöglich thun dürfe, da sie nicht für sich, sondern für eine Freundin und obenein für eine Mutter von mehreren Töchtern zu wählen habe. Damit war unsere arme Lavinia natürlich entlassen.

Die kleine Summe Geldes, die Lavinia bei sich hatte, als sie das Haus des Herrn Jones verließ, war längst aufgebraucht. Von den wenigen aber kostbaren Schmucksachen, die sie als besondere Andenken und Liebeszeichen aus dem reichen Vorrathe gewählt hatte, den sie der Großmuth der Frau Jones verdankte, und die sie sich deshalb nicht scheute als ihr Eigenthum zu betrachten, war bereits ein werthvolles Armband

verkauft. Welchen Schmerz ihr das verursacht hatte, weiß nur Gott allein. Dazu sah sie voraus, daß die übrigen Gegenstände bald folgen mußten — und was dann, wenn diese geringe Quelle erschöpft war? reichte doch der Erwerb ihrer unermüdlichen Nadel kaum für das Waschgeld und Schuhwerk hin! Und so darf es nicht Wunder nehmen, wenn das liebliche Gesicht unter der Sorge jener ungelösten Frage schmäler und bleicher wurde mit jedem Tage und die jugendliche Gestalt ihre reizende Fülle mehr und mehr einbüßte.

Frau Tamplin, deren Egoismus vor der Geduld und dem stets sanften Wesen ihrer jungen Miethšerin immer mehr in den Hintergrund trat, sann unermüdlich, wie sie wohl derselben helfen könne, sich einen bessern Lebensunterhalt zu schaffen, und nun endlich glaubte sie das Rechte gefunden zu haben. Herr Duncan, der Doktor, der dicht neben ihnen wohnte, war, daran zweifelte sie nicht, der Mann, Lavinia's Geschick eine glückliche Wendung zu geben, denn er besaß nicht nur die Macht, sondern fraglos auch den guten Willen, dem guten Mädchen zu helfen; gutmüthig und gefällig gegen Jedermann, nahm er, das wußte sie aus verschiedenen Anlässen, besondern Antheil an Fräulein Holywell. War er doch sogar nach ihr sehen gekommen, als sie seiner ärztlichen Hülfe nicht mehr bedurfte, und erkundigte er sich doch, so oft er Frau Tamplin begegnete, nach ihrer „interessanten Einwohnerin". Und zu alledem könnten, in Betreff von Freunden und Bekannten, es wohl nur Wenige mit ihm aufnehmen.

Weshalb sollte man sich also nicht an einen solchen Mann vertrauungsvoll wenden?

Wenn man Herrn Duncan veranlassen könnte, Fräulein Lavinia als Gouvernante oder als Gesellschafterin zu empfehlen und er noch die Verantwortlichkeit Auskunft über sie zu ertheilen auf sich nähme, dann sei plötzlich jede Schwierigkeit von ihrem Lebenswege geschwunden, wie Nebel vor der hellen Mittagssonne. Deshalb fragte Frau Tamplin, ob Lavinia etwas dagegen hätte, wenn sie den Doktor leise in dieser Beziehung sondirte, und wenngleich Fräulein Holywell den gepriesenen Arzt nur wenige Male gesehen, war ihr die Rohheit seiner Natur doch nicht entgangen, und feinfühlend und gebildet, wie wir Lavinia kennen, hatte er natürlich einen mehr als unangenehmen Eindruck auf sie gemacht. Aber durfte sie, vielleicht aus zu übertriebenem Zartgefühl, die einzige, wenn auch rauhe Hand zurückweisen, die sie vor gänzlichem Schiffbruch möglicherweise retten konnte und wollte? Sie erinnerte sich, gehört und gelesen zu haben, daß gerade solch' derbe, ungeschliffene Naturen oft die zuverlässigsten und besten Menschen seien, und entschloß sich daher, diesen neuen Vorschlag dankend anzunehmen, worauf Frau Tamplin keine Minute länger zögerte, die Unterhandlungen mit ihrem Nachbar zu eröffnen.

Herrn Duncan's Entgegenkommen rechtfertigte vollständig die sanguinischen Hoffnungen, die seine hypochondrische Verehrerin auf ihn gesetzt hatte, denn seine bereitwillige Güte überstieg alle Erwartungen. Er

besuchte Lavinia noch denselben Abend und sein ganzes Wesen athmete Wohlwollen und Theilnahme.

„Also bis zu solcher Ebbe ist es mit uns gekommen!“ sagte er. „Dennoch ist gar keine Ursache zu verzweifeln, in kürzester Zeit werden wir wieder flott sein! Ich habe schon aus schlimmeren Situationen Alles wieder in das rechte Gleis gebracht, nicht wahr, Frau Tamplin? Immer gebückt an der Stickerei sitzen, taugt Ihnen nichts, es schadet der Brust und beeinträchtigt die Gestalt. Das muß anders werden und der traurige Ausdruck und die bleichen Wangen müssen schwinden. Rosen und Lilien und was sonst dazu gehört müssen wieder auf die Tagesordnung kommen, so geht es nicht weiter.“

Seit ewigen Zeiten verklärte ein heiteres Lächeln wieder einmal die Züge der Frau Tamplin, und die gute Seele lachte sogar vor Freude und betheuerte, daß man in der halben Welt umherreisen könne, ehe man einen Mann wie Herrn Duncan finde, und obgleich Lavinia nicht ganz so weit wie ihre Beschützerin ging, urtheilte doch auch sie sehr günstig über den kleinen Mann. Eine rauhe Außenseite zwar, aber ein gütiges Herz, dachte sie, und ihr Muth belebte sich auf's Neue.

Herr Duncan sprach jetzt häufiger bei Frau Tamplin vor, und mit jedem Besuche nahm er regeren Antheil an seinem schönen Schützling und verrieth Lavinia immer mehr sein lebhaftes Wohlgefallen an ihr. Er nannte sie seinen kleinen Liebling, schalt wiederholt über die bleichen Wangen und die zu schlanken Hand-

gelenke, die er ungefähr mit der Grazie eines Bären berührte, der mit einer zarten Rose spielen will. Lavinia peinigte solche Vertraulichkeit im höchsten Grade und sie wäre ihr nur zu gern aus dem Wege gegangen, da sie aber die Unbildung Doktor Duncan's kannte und seine Güte in Anspruch nahm, glaubte sie diese Art der Zutraulichkeit ertragen zu müssen, weil sie dieselbe für den freilich lästigen, aber immerhin wohlgemeinten Ausdruck seines väterlichen Interesses hielt.

Einen Abend, als Herr Ducan sich wiederum bei den Damen eingefunden hatte und Frau Tamplin hinausgerufen wurde, wandte er sich mit einem grinsenden Lächeln an Lavinia, indem er in vertraulichem Tone zu ihr sagte:

„Ich habe eine ganz vortreffliche Stelle für Sie gefunden.“

„Wirklich? Wie gut das von Ihnen ist!“ rief Lavinia voll Freude und Dankbarkeit. „Eine Stelle als Gouvernante?“

„Pah! Gouvernante! Etwas viel Besseres. Sie sollen zu mir kommen und bei mir leben.“

„Bei Ihnen?“ fragte sie mit größtem Erstaunen während ihre Züge plötzlich einen ganz andern Ausdruck annahmen.

„Ja bei mir. Solch' schlecht versorgter Affe wird zu schnell alt; er braucht Jemand, der nach ihm und seinem Hause sieht. Darum kommen Sie nur und werden Sie meine Wirthin, und glauben Sie mir, das ist kein übles Anerbieten, das ich Ihnen hiermit mache.“

Lavinia schaute ihn verwirrt und angstvoll an.

Des edeln Arztes Physiognomie war zum Ausdruck zärtlicher Gefühle nicht geschaffen, und je mehr er sich bemühte einschmeichelnd zu lächeln, desto mehr erinnerte seine Gesichtsbildung an einen muthwilligen Dachshund. Endlich hatte Lavinia sich so weit gefaßt, um entsetzt die wenigen Worte hervorzubringen:

„Aber Sie sind ja unverheirathet, Herr Duncan!"

„Ja, Gott sei Dank," antwortete er roh auflachend; „und gerade deshalb möchte ich Sie bei mir haben, und bei mir sollen Sie frei schalten und walten können, ganz nach Ihrem Belieben. Glauben Sie, es soll Ihnen weder an gutem Essen noch Trinken fehlen, auch nicht an eleganter Kleidung und Geld so viel Sie dessen bedürfen."

Lavinia konnte solche Frechheit nicht länger ertragen, empört sprang sie von ihrem Stuhle auf, warf dem grinsenden Schurken einen Blick voll tiefer Verachtung zu und verließ hastig das Zimmer, ohne ihn auch nur eines weiteren Wortes zu würdigen.

„O himmlischer Vater, rette mich aus meiner Verzweiflung! O barmherziger Gott, rufe dein Kind zu dir!"

Mit diesem Aufschrei innerster Verzweiflung warf sich das unglückliche Mädchen mit dem Gesicht auf den Fußboden ihres Schlafzimmers, als ob sie für immer sich vor dem Blick der Menschheit verbergen wolle. Und der Gott der Schmerzbeladenen, der Vater der Vaterlosen schien in seiner Gnade in der That ihr Gebet erhört zu haben. Nach wenig Minuten lag sie still und regungslos und ohne jedes Bewußtsein da.

Fünfzehntes Kapitel.

Paolo erhielt etwa Mitte November die Nachricht aus Rom, daß das Vermögen des verstorbenen Bischof Rodipani, dessen letztem Willen gemäß, bereits dem Bevollmächtigten Paolo's übertragen sei. Indeß bedauerte der Advokat, Signor Mancini mittheilen zu müssen, daß der Bischof weniger hinterlassen habe, als man anfänglich geglaubt, indem das Vermächtniß nicht viel über hunderttausend Skudi betragen würde, von denen die Hälfte, wie die detaillirte beigefügte Liste der Dokumente und Werthpapiere zeige, in verschiedenen ausländischen Fonds angelegt sei, die, falls Signor Mancini es wünschen sollte, leicht zu realisiren sein dürften. Der einsichtsvolle Monsignor Rodipani habe, hieß es in dem Briefe, augenscheinlich bei der Anlage seines Vermögens an die Veränderlichkeit der irdischen Verhältnisse gedacht, denn außer dem eben Erwähnten lägen noch achtzehntausend Skudi bei einem Bankier, über die der Advokat ebenfalls zu verfügen bat.

Paolo las die beigefügte Liste mit großer Aufmerksamkeit, und statt irgend ein Erstaunen oder Bedauern

über die, nach des Advokaten Ansicht, nicht so bedeutende Erbschaft als man anfänglich geglaubt zu empfinden, verwirrte ihn förmlich der Gedanke seines gewaltigen Vermögens. Es erschien ihm wie die Verwirklichung eines Feenmärchens, daß er im Stande sei, einen seiner lebhaftesten Wünsche erfüllen zu können, indem er seinen Freunden Salvator und Clelia die Mittel zu ihrer Verheirathung, dem lang ersehnten Ziele der Liebenden, zu bieten vermochte. In reinem, hohem Glücksgefühl schrieb er einen langen, liebevollen Brief an den kleinen Maler und dann einen kürzeren, aber deshalb nicht minder herzlichen an Clelia, den er, nebst einem Wechsel auf eintausend Skudi, in den Brief ihres Bräutigams legte.

Mit derselben Post ersuchte er seinen Sachwalter, dem Maler laut des eben ausgestellten Wechsels die betreffende Summe einzuhändigen und demselben von jetzt an monatlich sechzig Skudi auf seine, Mancini's Rechnung auszahlen zu wollen. Nach Beförderung dieser Depeschen ging er zum Frühstück in ein Café und ließ es sich vortrefflich schmecken; denn in der Zufriedenheit, seinen Freunden zu ihrem Glücke verholfen zu haben, ward er frei von dem erfolglosen Brüten über die Quelle seines Reichthums. Die Bedenken, die ihn vor zwei Monaten bei Annahme des Testaments unabläßig quälten, hatte er jetzt vollständig überwunden.

In der Manege traf Paolo den Vicomte und du Genre, die, wie der Vicomte ihm sagte, nur auf ihn gewartet hatten. Eins der Mitglieder ihrer Reitschule

stehe im Begriff sich zu verheirathen und müsse nach altem Brauch noch als Junggeselle den besten Reitern ein solennes Souper geben. Die Wahl der Gäste sei dem Vicomte, als Ehrenpräsident, überlassen und natürlich stehe Paolo obenan in seiner Liste. Unter solchen Umständen eine so schmeichelhafte Einladung abzulehnen, wäre kaum möglich gewesen, außerdem war Paolo längst nicht mehr in der Stimmung, einem seiner Bekannten irgend etwas abzuschlagen, und dankend akzeptirte er das Kompliment, das man ihm und seiner Reitkunst zollte. Der Vicomte lächelte ihm freundlich zu, als er sagte:

„Um zwölf Uhr bei Barruel treffen wir uns. Sie waren wohl schon dort, falls nicht, wird Pélissier Sie gern hinführen, der auch von der Partie ist. Adieu denn bis zum Abend! Noch eins! Sie brauchen nicht in großer Toilette zu erscheinen."

„Das giebt fraglos langweilige Stunden," dachte Paolo, als er mit dem Glockenschlage Zwölf untergefaßt mit du Genre sich nach dem Ort des Rendezvous begab. „Aber glücklicherweise doch nur Stunden! Wieder werde ich hören müssen, wie ein Spekulant in wenigen Minuten durch die Hausse oder Baisse ein Vermögen gewann, oder eine Apotheose über die Gestalt und seltenen Reize einer Tänzerin und dergleichen mehr." Von anderen Gefahren, die ihm bevorstehen konnten, hatte er keine Ahnung, denn vor der Flasche fühlte er sich ein- für allemal sicher. Die Möglichkeit, in solcher Gesellschaft Damen zu treffen, kam ihm nicht in den Sinn,

sonst hätte seine natürliche Schüchternheit ihn fraglos zurückgehalten von dem Feste. In der Unschuld seines Herzens glaubte er bei einem Junggesellensouper natürlich nur Männer in dem glückseligen Stande des Cölibats zu finden und dachte in keiner Weise an eine Vertretung des schönen Geschlechtes. Man stelle sich daher sein Erstaunen vor, als er, eingeführt in das sancta sanctorum, eine Schaar von Damen erblickte. Er hätte geschworen, daß es fünfzig seien, obgleich die Zahl der Huldinnen nicht die der Herren überschritt und ihrer nur acht anwesend waren. Paolo's erstem Empfinden sich sofort zurückzuziehen, wußte du Genre vorzubeugen, indem er seinen Freund durch einen leichten Stoß vorwärts drängte und ihm zuflüsterte, sich nicht lächerlich zu machen. Paolo merkte nur zu bald, daß man ihn absichtlich in eine Falle gelockt habe, und dieses Bewußtsein beraubte ihn völlig seiner Fassung; sein Herz klopfte, es summte ihm vor den Ohren, seine Gedanken verwirrten sich und doch war das alles das Werk eines Augenblicks.

„Mademoiselle Celina," rief der Vicomte, als er dem jungen Italiener entgegeneilte und ihm freundlich die Hand bot. Dieser Aufforderung gemäß hüpfte eine kleine graziöse Gestalt auf den Fußspitzen herbei, stand dann eine Sekunde still, um plötzlich einen Luftsprung zu wagen und sausend wie eine Bombe zwischen Paolo und du Verlas zu fahren, indem sie sich auf ihren rechten Fuß niederließ. Mit den Worten: „Mademoiselle Celina, vom Corps de Ballet der großen

Oper,“ stellte der Vicomte sie vor. „Mademoiselle Celina ist äußerst begierig, Ihre Bekanntschaft zu machen, Signor Mancini, und von den Wundern Roms zu hören. Ich vertraue sie für diesen Abend Ihrer Gesellschaft an und überlasse Sie einander.“

Während der Vicomte die jungen Leute mit einander bekannt machte, bewegte sich Mademoiselle Celina langsam hin und her, kreuzte die Arme über der Brust und verbeugte sich mit höchster Eleganz. Sie trug das Kostüm ihres Berufes, war also als Tänzerin gekleidet in ein knappes Mieder mit kurzen Aermeln und einer Masse kurzer, weißer Tüllröcke. Der Glanz ihrer hübsch geschnittenen Augen, durch die Schminke noch wesentlich erhöht, und ihre kirschrothen Lippen, die einzigen Zierden, deren sie sich außer ihrer Jugend rühmen konnte, waren so herausfordernd und so voll Uebermuth, wie eine Ode des Properz. Obschon ihre Gestalt, wie ihre Bewegungen dem jugendlichen Alter von kaum mehr als sechzehn Jahren entsprachen, prägte sich in ihren Zügen der entschiedene Ausdruck und die Sicherheit einer selbstbewußten Kokette von etwa dreißig Jahren aus. Wie wenig geneigt Paolo sich auch fühlte, Beobachtungen anzustellen, so entging ihm doch das Unharmonische dieser Erscheinung nicht, die ihn zurückschreckte. Er bezeichnete sie später einmal sehr treffend als eine alte Seele in einem jugendlichen Körper.

Ohne jegliche Ceremonie nahm Paolo's Dame seinen Arm indem sie fragte:

„Bist Du ein Prinz, ein Marquis oder was sonst?"

Unangenehm berührt durch das vertrauliche Du der Anrede, sagte er kurz, daß er gar keinen Titel besitze.

„Auch nicht einen ganz kleinen? Wie schade und besonders für solchen joli garçon. Ich schwärme für Titel und ich will Dich zum Ritter schlagen und Dich auch so nennen."

„Ich bitte Sie, eine derartige Thorheit gefälligst unterlassen zu wollen," entgegnete Paolo.

„Papa Vicomte," rief das kleine Fräulein, „fordere meinem Chapeau ein Pfand ab, er hat mich Sie genannt."

Ein allgemeines Gelächter begrüßte die Anklage und Aller Augen richteten sich auf den jungen Italiener.

„Verzeihe ihm dieses eine Mal," sagte du Verlas; „übrigens sind wir noch nicht bei Tische."

Wenn Paolo durch das, was er bisher gesehen, die Art und Absicht der Ueberraschung, die seine Freunde ihm zugedacht hatten, noch nicht entdeckt hätte, so wurden seine Augen nur zu bald durch die Reden und das Benehmen der Gesellschaft geöffnet. Die neugierige, obschon geflissentlich versteckte Aufmerksamkeit, deren Gegenstand er war, verrieth deutlich genug, daß er der Held des Abends sei, und über den Charakter des Festes selbst klärte ihn der Ausdruck der Heldin auf, die gleich einer ruhenden Bachantin nur auf den ersten Ruf des Systrum wartete, um sich in ihrer eigentlichen Natur zu zeigen. Vor wenigen Monaten, als Paolo noch ein ganz uncivilisirter Mensch, ein sogenannter Wilder war, hätte ihn weder List noch

Gewalt in dieser Gesellschaft festzuhalten vermocht, was auch daraus entstanden wäre. Jetzt aber, als Halbcivilisirter, übte die Furcht lächerlich zu erscheinen einen Bann über ihn aus, dem er sich nicht zu entziehen wagte. Dennoch fühlte er es als eine moralische Unmöglichkeit, diese ihn fast erstickende Atmosphäre zu athmen, die ihm widerwärtige kleine Person auf längere Zeit neben sich zu haben und so doch als Zuschauer, wenn auch nicht als handelnde Person, an diesem Gelage theilzunehmen.

Durch das Hereintreten der Diener und die darauf folgende Bewegung unter den Gästen wurde Paolo aus seinem Grübeln aufgeschreckt. Wie eine Marionette that er, was die anderen Gäste thaten, führte die ihm bestimmte Dame zu Tische, setzte sich neben sie und —

Schlagen Sie, geehrte Leserin, das Buch nicht zu, aus Furcht etwa unangenehm berührt zu werden. Denn wenn auch eine übergroße Freiheit bei dem heitern Gastmahl geherrscht haben mochte, so merkte Paolo doch nichts davon, der sich kaum auf seinem Platze niedergelassen hatte, als ihm wie durch Inspiration der Gedanke kam, trotz seiner Anwesenheit in diesem Kreise sich doch zu isoliren. Mit der bestimmten Absicht sich zu berauschen, stürzte er mehrere Gläser Madeira schnell hinunter und war, an geistige Getränke wenig gewöhnt, bald vor jeder Gefahr gehütet, das heißt, vollkommen betrunken, noch ehe die Diener die Austern, den ersten Gang des Soupers,

vom Tische genommen hatten. Man schaffte ihn aus der Gesellschaft und fuhr ihn nach Hause, wo er zu Bette gebracht und der Sorge der Portierfrau anvertraut wurde. Ein dreitägiger heftiger Kopfschmerz und ein wo möglich noch größerer Abscheu vor derlei Orgien als je zuvor bildeten für Paolo die nächsten Folgen dieses Junggesellen-Soupers, an die sich später leider noch ernstere Folgen knüpfen sollten.

Heimlicher Groll und Champagner sind gefährliche Rathgeber. Mademoiselle Celina vom Corps de Ballet jedenfalls erfüllt von dem ersteren, sann und schwor Paolo Rache. Derselbe hatte sie nach ihrer Ansicht verschmäht, verachtet, mit Füßen getreten und sie, die ihm als Partnerin zuertheilt war, schmählich verlassen, sich absichtlich seiner Sinne beraubt und sie dem Spott und Gelächter der Gesellschaft preisgegeben. Es blieb kaum der Schatten einer Möglichkeit daran zu zweifeln, und du Genre, der nicht einsah, weshalb er mit seiner Ueberzeugung zurückhalten sollte, erklärte offen, er glaube unbedingt, daß Paolo sich absichtlich betrunken habe, weil er ihn seit Jahren als den nüchternsten, ja enthaltsamsten Menschen von der Welt kenne.

Und so geschah es, daß die kleine boshafte Person gegen den armen abwesenden Jüngling ein Komplot ausheckte, das sie der vom Wein erhitzten Gesellschaft, unter deren lebhaftester Zustimmung und dem Versprechen ihr in jeder Weise dabei behülflich zu sein, mittheilte. Der kleine Dämon rechnete ganz besonders auf du Genre's Unterstützung. Indeß hatten wahr-

scheinlich am folgenden Morgen die meisten der Herren eben so wohl als du Genre bereits Mademoiselle Celina und deren Vorhaben vergessen. Unglücklicherweise erfreute sich aber die jugendliche Tänzerin eines vortrefflichen Gedächtnisses. Einige Tage nachdem sie ihre Vorbereitungen zu dem Komplot schon getroffen, machte die Kleine mit den hübsch geschnittenen Augen und den kirschrothen Lippen du Genre einen unerwarteten Besuch und bat jetzt um den Beistand, den er ihr zugesagt. Du Genre wünschte aufrichtig, seine kleine Freundin hätte ihn nicht beim Worte genommen, aber da sie es that, wagte er nicht sein Versprechen zurückzuziehen. Er hatte einmal sein Wort gegeben und mußte es daher auch halten, meinte er. Die Männer haben oft eine sonderbare Ansicht von dem, was Pflicht sei. Ich habe manche junge Leute gekannt, die ihre Schneiderrechnungen nie bezahlten, dagegen eine Spielschuld heilig hielten und sich die größten Entbehrungen auferlegten, selbst hungerten, um derselben gerecht zu werden. Du Genre suchte sein Gewissen damit zu beruhigen, daß man im Grunde wenig von ihm verlange, äußerst wenig, denn Mademoiselle Celina wünschte nur durch ihn Einiges über Paolo's Gewohnheiten und Lebensweise zu erfahren und das war ja nichts Böses. Er erzählte, daß Paolo oft auf dem Boulevard des Italiens zu finden sei, fast täglich nach dem Bois de Boulogne reite oder fahre und gerade jetzt für die Saison einen Parquetplatz, Nummer 22, in der italienischen Oper abonnirt habe. Jeden Skrupel über

diese Mittheilungen wußte der leichtsinnige Franzose mit der eines Philosophen würdigen Betrachtung zurückzuweisen, daß der jugendliche Telemach früher oder später doch seine Lehrzeit durchmachen und dafür zahlen müsse, und daß es deshalb am Ende gleich sei, ob die Schöne sich Clarisse oder sonst wie nenne.

Mademoiselle Clarisse, die in dieser Affaire für ihre intimste Freundin Mademoiselle Celina handelnd auftreten sollte, erfreute sich in der Demi-Monde eines gewissen Rufes. Sie war Schauspielerin gewesen und verstand es sowohl im Leben als auf der Bühne, die verschiedensten Charaktere vortrefflich darzustellen; ihre größten Triumphe feierte sie aber in dem Fache offenster Treuherzigkeit. Gefühlvolle Posen waren ihre Force, so glaubte man z. B. wenn es ihr beliebte nachdenkend vor sich hinzublicken, während sie das Köpfchen leicht nach vorn beugte, ihr Kinn in die Hand stützte und ihre Wange gegen den emporgehobenen Zeigefinger lehnte, das treue Ebenbild der Ophelia zu erblicken. Die Natur hatte augenscheinlich einen Mißgriff begangen, indem sie einer Heuchlerin wie Mademoiselle Clarisse die äußere Erscheinung, Zurückhaltung und Würde einer Lucretia gegeben hatte.

Wenige Abende nachdem du Genre die gewünschte Auskunft über seinen Freund ertheilt, war Paolo auf seinem Platze in der italienischen Oper. Man gab die Sonnambula, die ihn, obgleich er die Musik fast auswendig konnte, auf's Neue lebhaft fesselte; denn wer kann diese reizende Oper oft genug hören? Alles in

derselben, sowohl der Text, als die Musik und die ausgesprochenen Empfindungen, ist so einfach, wahr und frisch, daß Paolo auch an jenem Abend wieder in einem Meer von Freude schwamm. Am Schluß der „Cari luoghi“ wurde seine Aufmerksamkeit durch Zeichen vollsten Entzückens von der Bühne auf seine Nachbarschaft gelenkt. Zu seiner Rechten saß eine ältere Dame, die offenbar das junge Mädchen neben sich unter ihrer Obhut hatte. Beide Damen, besonders aber die jüngere, schien förmlich begeistert von der Vorstellung zu sein. Ihr standen große Thränen in den schönen Augen und Paolo fühlte sich auf das angenehmste überrascht, sein Empfinden derart getheilt zu sehen. Er betrachtete das junge Mädchen, das gleich ihrer Begleiterin sich durch einfach geschmackvolle Eleganz auszeichnete. Die Gesichtszüge der älteren Dame waren fast vulgär, wohingegen man die der jüngeren schön und edel, ja stolz nennen mußte, wenn nicht wie in diesem Augenblick die sanfte Erregung ihnen einen milderen Ausdruck verlieh. Ihr klarer weißer Teint, die nußbraunen Augen und das reiche kastanienbraune Haar gaben ihrer Schönheit jenen sanften, weichen Ton, der poetischen Träumern so theuer ist, und der uns mehr an Mondenlicht mahnt, als an Sonnenschein und Rosen. Paolo glaubte in ihren Augen und auf ihren Schläfen Spuren frühen Kummers zu entdecken, und es kam ihm nicht in den Sinn, daß durchschwärmte Nächte und stürmische Libationen ähnliche Spuren zurücklassen.

Bald wurden zwischen ihm und der älteren Dame, seiner unmittelbaren Nachbarin, einzelne Bemerkungen gewechselt, an denen die jüngere Dame nicht theilnahm, obschon sich ihre und Paolo's Blicke, wie durch Sympathie angezogen, oft begegneten. Nur einmal redete sie ihn an und wußte das folgenderweise zu bewerkstelligen. Halb leise flüsterte sie ihrer Begleiterin zu, daß sie ihn für einen Italiener halte, und Paolo, dem die Worte nicht entgehen konnten, lächelte zustimmend, worauf sie sich plötzlich verbeugte, als ob sie ihrem inneren Drange nicht länger widerstehen könnte, und zu Paolo sagte:

„Ich zweifle nicht daran, denn nur ein Italiener kann diese Musik verstehen und genießen wie Sie."

Bei diesen Worten überflog eine dunkle Röthe das reizende Antlitz und sie sprach während des ganzen Abends keine Silbe mehr.

Als Mario mit seiner silberhellen Stimme sang: „Il più tristo dei mortali," da konnte sich die gefühlvolle Schöne nicht länger beherrschen, sondern schluchzte förmlich, obschon sie selbst sich deshalb gegen ihre Begleiterin eine Thörin schalt. Paolo vermochte kaum ihrem Beispiel zu widerstehen. Endlich fiel der Vorhang, viel zu früh für Paolo's Wunsch; die Damen standen auf, verließen ihre Plätze, doch nicht ohne mit einer leichten Kopfbewegung den Fremden zu grüßen, der sich tief verbeugte und einen leichten Seufzer ausstieß, als die liebliche Erscheinung seinen Blicken entschwand. Ach, seit wie lange schon hatte er sich sol-

Genusses nicht erfreut! Hier hatte er wieder eine Frau gefunden, die es werth war, ihre Bekanntschaft zu suchen und sich für sie zu interessiren. Welche Seele sprach aus ihren Augen! Aber wie durfte er erwarten, ihr in diesem Babel von Paris je wieder zu begegnen. Doch vielleicht führt Bellini's Meisterwerk sie nochmals her, dachte der junge Römer. Indeß, ob sie wiederkomme oder nicht, sagte er sich, die süße Erinnerung an das holde Geschöpf kann mir Niemand rauben! Und lange und mit innigem Wohlbehagen weilten seine Gedanken auf dieser frischen Oase, die er so unerwartet entdeckt hatte.

Doch zu seiner freudigsten Ueberraschung war es ihm bestimmt, nicht blos von der Erinnerung zu leben, denn schon am nächsten Tage — welch unerwartetes Glück — begegnete er ihr in dem Bois de Boulogne. Da das Wetter ungewöhnlich schön und mild für die Jahreszeit war, fuhr sie in einem offenen Wagen spazieren und schaute gedankenvoll drein, das Köpfchen leise nach vorn gebeugt, ganz in derselben Pose, in der wir sie schon geschildert haben. Du Genre's Kabriolet und ihr Wagen fuhren schnell an einander vorüber und seine schwarzen Augen begegneten ihren nußbraunen. Paolo sah das Alles, erröthete und grüßte.

„Ei, ei!" rief du Genre, „es scheint, wir haben elegante Bekanntschaft gemacht."

Paolo, der sein Geheimniß noch für sich behalten hatte, vertraute es nun dem Freunde an, und zwar mit so viel Wärme und Gefühl, daß der Franzose dabei Gewissensbisse empfand und die Lippe kräuselnd antwortete:

„Laß Dir's zur Regel gelten, von den Thränen, die eine Frau öffentlich vergießt, nie auf deren Gefühl zu schließen. Die Augen mancher Damen leuchten in Thränen doppelt schön und dessen sind sie sich stets bewußt."

„Welcher Unsinn! Ihre Thränen flossen aus tiefster Seele," betheuerte der Enthusiast.

„Bist Du denn ganz sicher, daß sie wirklich solch ein Ding wie eine Seele hat? Plato streitet den Frauen die Seele ab."

„Dann war Plato ein Thor und Du hast die wunderbare Bestimmung, alles Erhabene in den Staub zu ziehen."

„Heilige Geduld, verlaß mich nicht," rief du Genre lebhaft. „Ich weise hiermit jede üble Absicht zurück, denn ich wollte nichts als Dich warnen."

„Das ist in der That eine ganz neue Mission, die Du übernommen hast, denn bis jetzt hast Du im Gegentheil Dich nur bemüht, mich von meiner Vorsicht abzubringen."

„Wahr genug," entgegnete der Franzose; „aber dann hatte ich stets Bestimmtes im Auge, und das Allgemeine, das Unbekannte möchte ich sagen, gerade ist es, das ich für Dich fürchte."

Ein wenig Opposition hatte nur noch gefehlt, um dem Abenteuer die rechte Würze zu verleihen, und du Genre's warnende Winke hatten jene nußbraunen Augen für Paolo noch viel anziehender gemacht. Denn du Genre's, dieses eingefleischten Realisten, ungünstiges Urtheil über sie, selbst seine instinktive Antipathie schienen ihm ein förmlicher Belag für ihre erhabene Seele.

Paolo ritt nach dem Bois de Boulogne zurück und zwar allein. Begegnete ihr noch einmal, blickte sie an, grüßte verbindlichst und seufzte, ohne sich an sie heranzuwagen. Ein duftiges Taschentuch, das seine Dame achtlos aus dem Wagen fliegen ließ, wurde ihm zur goldenen Brücke, auf der er sich ihr nähern durfte. Vom Pferde steigen, das Tuch aufheben und es seiner Besitzerin einhändigen, war das Werk eines Augenblicks. Dann verbeugte er sich ehrfurchtsvoll und jagte davon. Doch das war seinerseits fast eine zu große Bescheidenheit, denn wer konnte wissen, ob das schöne Wetter anhalten würde und ob er sich nicht freiwillig jedes Wiedersehens beraubt hätte. Am folgenden Vormittag empfand sein Ideal einer erhabenen Seele das unwiderstehliche Verlangen, ganz allein in den einsameren Alleen des Bois de Boulogne still zu lustwandeln. Durch ein merkwürdiges Zusammentreffen bog Paolo gerade in einen jener Wege gleichzeitig mit ihr ein und hielt unentschlossen vor ihr an; aber ein süßes Lächeln, ein freundlicher Blick flößten ihm Muth ein. Er stieg ab, band sein Pferd an einen Baum und näherte sich klopfenden Herzens der Holden. Sie schien nicht beleidigt, — Gott sei es gedankt — sprach von dem Reiz der Einsamkeit und daß nichts dem Zauber der Natur gleichkomme. Darauf fragte sie, ob er vielleicht skizziren oder malen könne. „Ein wenig,“ antwortete er, „jedoch keine Landschaften.“ Ferner wollte sie wissen, ob er Troyon's Bilder kenne; die seien so schön, so wahr, und sie sei glücklich genug, zwei Gemälde

von ihm zu besitzen. „Wirklich?" fragte er und fügte nicht ohne Absicht hinzu, daß er schon lange gewünscht habe einen Troyon zu sehen. Wenn es ihm ernst damit sei, meinte sie, müsse sie schon einmal eine Ausnahme zu seinen Gunsten machen, obgleich sie sonst grundsätzlich keine Besuche empfange und ein ganz zurückgezogenes Leben führe. Sie wohne in der Rue Breda, Nummer 101, und falls er gelegentlich bei ihr vorsprechen wolle, nach ein Uhr etwa, könne sie ihm zwei wirkliche Meisterwerke zeigen.

Nur zu gern leistete er der Einladung Folge und wurde durch einen Diener in Livrée in ein kleines, aber prachtvoll eingerichtetes Zimmer geführt, das mit weichen kostbaren Teppichen und unzähligen Spiegeln reich versehen war. Die Frau des Hauses empfing ihn in ihrem Boudoir in der uns bekannten nachdenkenden Stellung, die sie so vortrefflich kleidete, und begriff nicht, wie sie habe vergessen können ihm zu sagen, daß ihre Troyons momentan bei dem Vergolder seien, weil die Rahmen der Auffrischung bedurft hätten. Sie war unglücklich, daß Herr Mancini sich nun vergeblich zu ihr bemüht habe, und schalt sich ob ihrer Zerstreutheit. „Vergeblich herbemüht!" wiederholte er, „wenn ihm das Glück ihrer Gegenwart zu Theil werde!" In ihrer Gesellschaft flog ihm die Zeit wie auf den Flügeln beglücktester Lust dahin. Sie war voller Enthusiasmus für alles Große, Edle und schwärmte natürlich auch für Italien, die Wiege der Kunst. Beiläufig erfuhr Paolo, daß seine Schöne Wittwe sei, daß man

mit ihren heiligsten Empfindungen ein unerlaubtes Spiel getrieben und sie dadurch allen Glauben an die Männer eingebüßt habe und sie ohne Ausnahme für falsch und wankelmüthig halte. Hierauf beschränkten sich ungefähr die wichtigsten Mittheilungen, die er von seiner ersten Visite davon trug.

Bald folgte ein zweiter, ein dritter Besuch, dann aber hatte die Freude ein Ende, denn jedesmal hieß es, Madame de Saint=Victor sei nicht zu Hause. Nicht minder erfolglos suchte unser junger Held sie auf der Promenade, denn das Wetter war umgeschlagen und es regnete viele Tage hindurch; auch in der italienischen Oper, wohin er seine Zuflucht nahm, vermochte er sie nirgends zu erspähen. Paolo gerieth darüber in volle Verzweiflung. Was bedeutete dieses plötzliche Verschwinden seiner Sonne? Madame de Saint=Victor ließ sich endlich herab, ihm über ihr Verhalten in folgendem Billet Auskunft zu ertheilen, das ihr ihr Portier eines Morgens einhändigte:

„Geehrter Herr!

Leider muß ich Sie bitten, Ihre Besuche bei mir einzustellen, und will hinzufügen, daß man auf meinen ausdrücklichen Befehl Sie die letzten Male nicht mehr bei mir angemeldet hat. Vor keinem lebenden Menschen als vor Ihnen würde ich mich dazu entschließen über meine Handlungsweise Rechenschaft abzulegen; mögen Sie diese Ausnahme zu schätzen wissen. Ich zweifle nicht daran, daß Sie mit mir fühlen und mich

verstehen werden, wenn ich Ihnen bekenne, daß von dem Entschluß, den ich gefaßt, meine künftige Ruhe abhängt. Zu schwere Erfahrungen habe ich gemacht, um mich je wieder auf das stürmische Meer der Leidenschaft zu wagen. Halten Sie mich nicht etwa für dreist, wo ich nur offener bin, als es die meisten Frauen sind, und so hören Sie es denn, daß ich Sie einmal noch zu sehen wünsche — wo und wann, vermag ich heut nicht zu bestimmen, aber keinenfalls darf es in meinem Hause sein. Bis dahin Lebewohl!

C. de S.-V."

Jedes dieser eigentlich leeren Worte steigerte des jungen Mannes glühende Leidenschaft. Paolo fing plötzlich wieder an viel zu Hause zu bleiben, weil er in spannender Ungeduld das zweite Billet erwartete, das Zeit und Ort der himmlischen, wennschon letzten Zusammenkunft bestimmen sollte. In quälender Unruhe, ja voll banger Sorge gedachte er der Möglichkeit, daß ihm die Anzeige des Rendezvous zu spät zu Händen kommen könnte, um derselben Folge zu leisten, und seine erhitzte Phantasie lebte und webte einzig in der noch unerfüllten Hoffnung auf den verkündeten Brief.

Eines Morgens, als er gerade mit dem Lesen eines aus Rom kommenden Berichtes beschäftigt war, in dem sein Advokat unter Anderm ihm meldete, daß der Wechsel von tausend Skudi dem Signor Angelo Gigli noch nicht habe zugestellt werden können, weil derselbe nicht mehr in Rom sei und Niemand seinen jetzigen Aufenthalt kenne, ward er durch starkes Klingeln an

seiner Hausthür in dem Gedanken aufgeschreckt, wo in aller Welt Salvator stecken könne? Er ging selbst nun das Entrée zu öffnen, als zu seinem größten Erstaunen sie vor ihm stand. Sie trug einen so dichten Schleier, daß er unmöglich ihre Züge zu erkennen vermochte, aber sein Herz sagte ihm, daß sie es sei. Sie schritt an ihm vorüber in den Salon und erst dort lüftete sie mit zitternder Hand ihren Schleier und er schaute in ihr vor Erregung todtenbleiches, aber immer noch himmlisches Antlitz.

„Ach! was habe ich gethan! Was müssen Sie von mir denken!“ und mit diesem Ausruf der Verzweiflung warf sie sich in eine Sophaecke und weinte heiße Thränen. Paolo kniete neben ihr nieder und küßte ihr die Thränen von den Wangen hinweg. Celina war gerächt.

Die folgenden zehn Tage erschien Paolo nicht auf dem Boulevard und war nirgends zu finden, wo die Freunde ihn sonst zu treffen pflegten. Endlich hörte du Genre, daß sein Freund in Fontainebleau und in St.-Germain mit einer Dame gesehen worden sei, und als er sich näher erkundigte, erfuhr er, Paolo habe ein kleines pied-à-terre in der Avenue Montaigne nebst Equipage und Dienerschaft gemiethet. Das machte du Genre stutzig und beunruhigte ihn um so mehr, als sein italienischer Freund ihn eines schönen Morgens zu ungewohnter Stunde besuchte und in sichtbar erregter Stimmung, ihn um fünftausend Franken bat, die er aber sofort oder spätestens binnen drei Stunden haben müsse. Du Genre bedauerte, über

eine solche Summe im Moment nicht verfügen zu können, versprach jedoch, sich gleich deshalb bemühen zu wollen, nur gab er zu bedenken, wie übel es auf alle Fälle sei, Geld derart zu erheben. Paolo erwiederte in bitterem Tone, daß er eher du Genre's Glückwünsche als seine Ermahnungen zu hören erwartet habe. Als ob er nicht jetzt so thöricht handle, als sein Freund ihm von Anfang an empfohlen zu thun? Du Genre war betroffen, sein Gewissen klagte ihn laut an und er wünschte Mademoiselle Celina sammt ihren Genossen an's Ende der Welt. Gern hätte er dem Freunde Alles bekannt, den Zusammenhang der ganzen Intrigue, aber er sah, daß Paolo nicht in dem Zustand war, um auf Vernunft zu hören, und außerdem was konnte es jetzt nützen? Das Uebel war geschehen und nicht mehr ungeschehen zu machen.

Die gewünschte Summe Geldes wurde, wenn auch nicht ohne Schwierigkeit, zur Zeit herbeigeschafft und Mademoiselle Celina und Mademoiselle Clarisse theilten die fünftausend Franken gleichmäßig mit einander, denn nichts geht über Redlichkeit im Handel.

Uns bleibt wenigstens der Trost bei dieser Affaire, aus Paolo's eigenem Munde gehört zu haben, daß er selber sein Thun und Treiben als thöricht erkannte, und zu unserer eigenen Genugthuung wollen wir hinzufügen, daß noch keine drei Wochen vergangen waren, ehe er gewahr wurde, von Mademoiselle Clarisse zum Besten gehalten zu werden. Sie war nicht darnach angethan, eine ihr unangemessene Rolle längere Zeit

aus Gefälligkeit für Dritte durchzuführen, und ihre angeborene Vorliebe für Champagner, elegante Toilette und Banknoten machte sich nach und nach geltend und brach dann nach der erzwungenen Unterdrückung in desto helleren Flammen hervor. Kurz, Paolo sah Vieles, ertrug Vieles, das in grellem Widerspruche stand mit seiner Natur, und ertrug es theils aus Schüchternheit und der bewußten Scheu, sich selber eingestehen zu müssen, wie ein Unsinniger gehandelt zu haben, theils weil er trotz aller Erkenntniß noch in die Bande der heuchlerischen Zauberin verstrickt war. Aber auch die Geduld eines von Zauberbanden Umgürteten hat ihre Grenzen. Unter der Schaar der endlosen Cousins und Cousinen, mit denen seine Schöne Paolo bekannt gemacht hatte, befand sich ein junger Bruder Liederlich, der ihm sowohl wegen seiner rohen Manieren, wie wegen des familiären Tones, in dem er mit Mademoiselle Clarisse verkehrte, äußerst zuwider war. Paolo bat sie daher, diesem Menschen ihr Haus zu verbieten, und war nicht wenig frappirt, als sie ihm die Bitte rund abschlug, worauf Paolo entgegnete, daß er es positiv von ihr verlange. Bei diesen Worten lachte sie laut auf, und was für ein Lachen war das! — und um die Sache noch tausendfach zu verschlimmern, ließ sie ihn einen Blick in ihr Inneres thun, indem sie es unumwunden erklärte, daß sie nur aus Gefälligkeit für eine liebe Freundin sich herabgelassen habe mit Signor Mancini eine kleine Komödie aufzuführen, aber nicht für zwanzig Männer wie er

ihren Desiré aufgeben würde, den liebenswürdigen Cousin, der für sie schwärme.

Paolo verstummte vor solchem Cynismus, der es wagte, sich seines eigenen Betrugs zu rühmen, und obenein noch mit naivem Stolz den Beweis der eigenen Infamie an den Tag legte. Sofort verließ er Mademoiselle Clarisse, um sie niemals wieder zu sehen. Aber obschon er sie tief verachtete, empfand er eine noch tiefere Verachtung vor sich selber, daß er sie trotzdem vermißte. Ja, wir müssen es leider eingestehen, sie fehlte ihm überall, oder richtiger, vielleicht fehlte ihm die Erregung, die ihren Fußtapfen folgte, und weil er nicht wußte, wie er die ihn peinigende Leere ausfüllen solle, die plötzlich in seinem Leben entstanden, fing er an öffentliche Bälle und Feste aller Art zu besuchen. Und an Gelegenheit dazu mangelte es um so weniger, als der Karneval in reicher Fülle täglich neue Genüsse bot, in die er mit Ungestüm sich versenkte, um sich selber zu entfliehen, obschon er den Werth solcher Reizmittel bereits genügsam kannte.

Wir wollen uns abwenden von den Kreisen der Gesellschaft, die er jetzt frequentirte, und wollen hoffen, daß die Erfahrungen, die er an sich machte, ihn gelehrt haben werden, die Schwächen seiner Nebenmenschen milder zu beurtheilen.

Ende des dritten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.